

REZENSIONEN

STÜBEN, JENS (ed.) (2007): *Ostpreußen – Westpreußen – Danzig. Eine historische Literaturlandschaft*. München: Oldenbourg Verlag (=Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa 30). 762 S.

Das Anliegen dieses Sammelbandes besteht nach den Worten seines Herausgebers Jens Stüben darin, „[...] die nunmehr historische Kulturlandschaft Ostpreußen/Westpreußen als Raum einer jahrhundertelangen vielfältigen Produktion und Rezeption von Literatur anhand von Autorenporträts und Überblicksdarstellungen ins Gedächtnis zu rufen.“ (S. 10) Nicht um eine Literaturgeschichte – so Stüben – handle es sich hier, vielmehr würden die einzelnen Beiträge des Bandes erst das Material dazu liefern. Reflexionen über die Art und Weise, in der eine solche Literaturgeschichte Preußens geschrieben werden könnte, enthält einer der am Anfang stehenden Überblicksbeiträge. Produktiv könne hierfür – so ANDREAS KELLER in *Ostpreußische Literaturgeschichte von unten: Die Prußen als Paradigma. Motiv und Kryptogramm im regionalen Kulturgedächtnis. Eine postkoloniale Inspektion* (S. 99-134) – ein Anknüpfen an die amerikanischen „postcolonial studies“ sein, ein kategorialer Neuansatz, den die Forschung über Österreich-Habsburg bereits aufgenommen¹ und den AUDRONE BARUNAITĖ-WILLEKE (1993) ebenfalls für die Historiographie der preußischen Literatur angeregt habe. Ein solcher Zugang erlaube es, die auch von der Literatur betriebene koloniale Homogenisierung kultureller Differenzen in dieser Region kritisch zu untersuchen. Keller verfolgt in seinem Beitrag eine aus dem postkolonialistischen Ansatz sich ergebende Fragestellung, indem er das Bild der Prußen im

kultur- und literaturgeschichtlichen Längsschnitt vorstellt – von der Legitimierung der gewaltsamen Christianisierung, u. a. durch Simon Dach, über die Entdeckung und Idealisierung der Prußen seit der Aufklärung und Romantik (Herder, Ludwig Rhesa) bis hin zu einer „Wiederetablierung des angeblich ausgerotteten Prußenvolkes“ (S. 111) bei Alfred Brust, in dessen Nachfolge auch das Werk von Johannes Bobrowski stehe.

Zu den Überblicksdarstellungen am Anfang des Bandes gehören weiterhin die literaturgeschichtliche Skizze *Literatur und Theater in Ost- und Westpreußen von 1805 bis 1945* von ERNST RIBBAT (S. 21-51) und PETER OLIVER LOEWS Beitrag *Die Danziger Literatur zwischen 1793 und 1945 am Beispiel einiger Schriftsteller: Friedrich Wilhelm Krampitz – Johannes Trojan – Walther Domansky – Martin Damß* (S. 53-70). JÜRGEN JOACHIMSTHALER charakterisiert in *Doppelte Vergangenheit. Ostpreußen als Fiktion* (S. 71-97) das literarische Ostpreußen als eine „hochreflektierte Konstruktion“ (S. 89), die bereits vor 1945 von dem Bewußtsein eines Verlustes als einer Reaktion auf Modernisierungszwänge getragen war. Implizit unterzieht er damit auch wesentliche Elemente des Bildes von Ostpreußen, wie sie sich in den Interpretationen des vorliegenden Sammelbandes herauskristallisieren, einer Kritik.

Den Überblicksbeiträgen folgen Aufsätze zu Einzelaspekten, die in vier Abschnitten chronologisch geordnet sind: „Mittelalter

Rezensionen

und Frühe Neuzeit“, „Von der Aufklärung bis zur Biedermeierzeit“, „Vom Realismus bis 1945“ und „Von 1945 bis zur Gegenwart“. Die Mehrzahl der Beiträge ist einzelnen oder zwei Autoren im Vergleich gewidmet und führt meist in deren Werk oder in Teile des Werkes ein, wobei oft ein Schwerpunkt auf dem regionalen Bezug liegt. Während Schriftsteller wie Sammy Gronemann oder Paul Zech mit Westpreußen jedoch kaum mehr als der Geburtsort verbindet, finden sich in den Werken von Oskar Loerke, Arno Holz oder auch E. T. A. Hoffmann durchaus einige regionale Reminiszenzen, ist Ostpreußen für Autoren wie Fritz Skowronek, Alfred Brust oder Johannes Bobrowski ein zentrales Thema des Werkes und werden Simon Dach oder Agnes Miegel sogar als bedeutende Dichter Preußens bzw. Ostpreußens vorgestellt. In den Textinterpretationen dieser Aufsätze erscheint Ostpreußen vorwiegend als eine Landschaft des Verlustes, als ein Erinnerungsraum, der durch die Gedächtnisarbeit der Literatur (Siegfried Lenz) rekonstruiert und auch mythisiert wird – zu einem Ort der Vormoderne (Ernst Wiechert, Agnes Miegel) oder der kulturellen Vielstimmigkeit (Johannes Bobrowski). Als einen Gedächtnisraum beschreibt Gertrude Cepl-Kaufmann auch Danzig im Werk von Günter Grass, wobei die Stadt zu einem Ort der Apokalypse und der Utopie zugleich werde. Autorenübergreifend ist der Beitrag von MIROSLAW OSOWSKI angelegt: *Zwischen der Amtskirche und den Sekten. Zur masurischen Religiosität und zur Gromadki-Bewegung im 19. Jahrhundert und zu Beginn des 20. Jahrhunderts in der belletristischen Literatur* (S. 381-398).

Neben den Interpretationen zum regionalen Schwerpunkt finden sich auch Analysen aus anderen Perspektiven, so von

RÜDIGER ZYMNER (S. 409-423), der in *„Da ich weder ein gebohrner Schlesier / noch auß Meisen bün‘. Die Lieder des ‚Schäfers Dafnis‘ (von Arno Holz) zeigt, daß es sich bei dem Dafnis-Zyklus von Arno Holz weniger um eine Parodie als um eine Kontrafaktur, „um eine Art Querschnitt- oder Epochen-Imitation“ (S. 418) barocker Lyrik handle und daß dessen Bedeutung in bezug auf die Phantasus-Gedichte erschließbar sei, könne er doch wie diese als ein lyrisches Selbstporträt gelesen werden. Zymner endet seinen Aufsatz mit Belegen für das um 1900 zunehmende Barockinteresse, das ihn sogar von einer „neubarocken Strömung“ in dieser Zeit sprechen läßt. Das Interesse für den Barock habe „die Funktion [gehabt], zeitgenössischen morbiden Strömungen des Fin de Siècle [...] die vitalistisch-pralle Sinnen- und Lebenslust entgegenzuhalten“.* (S. 423) Den regionalen Rahmen überschreiten auch die Beiträge von HELGA BRANDES zu *Johann Christoph & Adelgunde Victorie Gottsched und der deutsch-französische Aufklärungsdiskurs* (S. 237-257), FRANZ-JOSEF DEITERS zu *Poesie als kulturelle Selbstbeschreibung. Johann Gottfried Herder und die Fallstricke des Eurozentrismus* (S. 285-303) und KAROL SAUERLAND zu *Sammy Gronemanns Sicht des Ostjudentums* (S. 425-436). Im Zentrum des letzteren Aufsatzes steht eine Analyse des in Wolhynien und Berlin spielenden Romans *Tohuwabohu* (1920), in dem Sammy Gronemann, selbst Zionist, „alle Standpunkte sowohl unter den Juden wie auch der Antisemiten vor uns vorbeiziehen“ (S. 434) läßt; insofern handle es sich bei dem Werk um einen polyphonen Roman im Sinne Bachtins.

Dem literarischen Leben in Ost- und Westpreußen sowie in Danzig sind nur wenige Beiträge gewidmet, sie konzentrieren sich zudem auf das späte Mittelalter

und die Frühe Neuzeit: *Zwischen Deutschem Orden und Hanse. Zu den Anfängen literarischen Lebens im spätmittelalterlichen Preußenland* (S. 155-173) von RALF G. PÄSLER und *Der Buchdruck in Danzig in der Frühen Neuzeit. Vom Wanderdrucker bis zur Massenproduktion* (S. 189-204) von DETLEF HABERLAND. Die Erforschung des literarischen Lebens in den kulturellen Zentren der untersuchten Region stellt gegenwärtig die größte Forschungslücke dar; sie kann jedoch nur durch umfangreiche und zeitaufwendige Quellen- und Pressestudien geschlossen werden. Daher wohl bleibt es in dem vorliegenden Band bei einer Sammlung mehr oder weniger bekannter Namen, deren Verbindung mit Ost- und Westpreußen sowie mit Danzig in Erinnerung gerufen werden soll. Wenn diese Region dabei als eine „historische Literaturlandschaft“ vorgestellt wird, wird zwar nicht die Mythisierung, aber doch die „Imperfektisierung Ostpreußens“ (JOACHIMSTHALER, S. 91) fortgeschrieben und sogar auf Westpreußen und Danzig ausgedehnt. Angesichts dessen, daß Betrachtungen über das Werk von Siegfried Lenz, Günter Grass, Johannes Bobrowski und Arno Surminski in den Band mit aufgenommen wurden, verwundert es, daß nicht auch die heute in Masuren und im Ermland sowie in der Weichselniederung und in Danzig geschriebene polnische Literatur, insoweit sie sich wie die der deutschen Autoren mit der Vergangenheit dieser Landschaften beschäftigt, in den Blick genommen wurde. In der Diskussion um eine Literatur- und Kulturgeschichte Ostpreußens hätten die im Umkreis der Kulturvereinigung „Borussia“ entstandenen Reflexionen über das ‚Ostpreußentum‘ (‚Wschodniopruskość‘)

aufgegriffen werden können. Es verwundert auch, daß die polnische Literatur, die vor 1945 in Westpreußen entstand, das ja bereits nach dem Ersten Weltkrieg an Polen fiel, nicht in die Darstellung einbezogen wurde. Sie ist hier so wie die ebenfalls nicht berücksichtigte kaschubische Literatur durchaus Teil der „historischen Literaturlandschaft“, wenn diese nicht als eine nur deutsche begriffen werden soll. Man hätte nicht nur polnische und litauische Germanisten, sondern auch polnische und litauische Historiker, Polonisten und Baltisten zur Zusammenarbeit einladen müssen. Immerhin werden deren Arbeiten in der ausführlichen und übersichtlich angelegten Bibliographie aufgeführt, die so ein hervorragendes Hilfsmittel für weiterführende Forschungen darstellt.

Anmerkungen

¹ Keller gibt als Beispiele MÜLLER-FUNK (2002) und FEICHTINGER / PRUTSCH / CSÁKY (2003) an.

Literatur

BARŪNAITĖ-WILLEKE, AUDRONE (1993): *Die Prußen in der deutschen Literatur seit der Romantik*. In: *Jahrestagung des Litauischen Kulturinstituts 1992*. Lampertheim, 7-27.

FEICHTINGER, JOHANNES / PRUTSCH, URSULA / CSÁKY, MORITZ (eds.) (2003): *Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis*. Innsbruck (=Gedächtnis – Erinnerung – Identität 2). MÜLLER-FUNK, WOLFGANG (ed.) (2002): *Kakaniien revisited. Das Eigene und das Fremde in der österreichisch-ungarischen Monarchie*. Tübingen (=Kultur – Herrschaft – Differenz 1).

Marion Brandt, Gdańsk

TRABA, ROBERT (2005): ‚Wschodniopruskość‘. Tożsamość regionalna i narodowa w kulturze politycznej Niemiec. [‚Das Ostpreußentum‘. Die regionale und nationale Identität in der politischen Kultur Deutschlands]. Poznań/Warszawa: Wydawnictwo Poznańskiego Towarzystwa Przyjaciół Nauk. 471 S.

Das Buch von Traba beschäftigt sich mit einer Periode der deutschen Vergangenheit, die man in Polen gerne vernachlässigt, nämlich der Weimarer Republik, die hierzulande gewöhnlich von dem mächtigen Konstrukt des Kaiserreiches und der Tragödie des Zweiten Weltkrieges in den Schatten gestellt wird. Nicht nur diese zeitliche Eingrenzung der Publikation von Traba, sondern auch die räumliche Zuordnung des Forschungsgegenstandes, die ehemalige Provinz Ostpreußen, lassen ein reges Interesse an den Erkenntnissen der Abhandlung erwarten. Die Last des epochenübergreifenden Kampfes um den nordöstlichen Rand des alten Deutschen Reiches machte es nach 1945 in der Volksrepublik Polen fast unmöglich, über Masuren und das Ermland anders als unter nationalen Gesichtspunkten zu schreiben. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem kulturellen Erbe der Region verlief wie in den übrigen Teilen der sogenannten ‚wiedergewonnenen Gebiete‘ nach dem Muster der Beweisführung für die jeweiligen territorialen Ansprüche, was die Dominanz der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Fragestellungen implizierte. Ohne die Ergebnisse dieser Bemühungen aus den Augen zu verlieren, muss man doch betonen, dass die Versuche der ersten Generation polnischer Wissenschaftler, die im Westen und Norden Polens zur Welt kamen (Traba ist Jahrgang 1958) und gegenwärtig ihre eigene Sichtweise auf die Problematik der mitteleuropäischen Regionalität präsentieren, einen echten Wendepunkt in der lokalen Historiographie darstellen. Das Neue besteht in dem Versuch, dem oft

schwierigen Erbe fremder Prägung dieser Gebiete die Stirn zu bieten, indem man die Problematik vor dem Hintergrund der deutschen Vergangenheit interpretiert und von der Perspektive der nachbarschaftlichen Kontakte zumindest partiell abweicht. Eine solche Perspektivierung erlaubt dann zum Beispiel, Schlesien oder Ostpreußen als selbstständige historische Größen zu betrachten, die ihre Identität vor allem im 20. Jahrhundert, im regen geistigen, kulturellen und materiellen Wechselverhältnis mit Berlin gestalteten. Darüber hinaus wagt Traba es, das Gebiet der Kultur- und Alltagsgeschichte zu betreten, was die Befunde der ‚von oben‘ erzählten Geschichte eindeutig bereichert. Im Mittelpunkt der Abhandlung steht der Begriff der ‚ostpreußischen Identität‘, ihrer Entstehung, ihrer ideologischen Voraussetzungen sowie der öffentlichen Faktoren ihrer Prägung. Die vom Autor als eine der wichtigsten Voraussetzungen herangezogene Aussage Marion Gräfin Dönhoffs klingt einleuchtend. Dönhoff betont das Unzeitgemäße der früheren traditionell strukturierten Gesellschaft Ostpreußens und hebt deren Schock bei der plötzlichen Begegnung mit der demokratischen Ordnung der jungen Weimarer Republik hervor. Zu den eindeutigen Vorteilen der Arbeit zählt eine breitangelegte Quellensuche, die umfangreiche archivarische Recherchen unumgänglich machten – dies nicht nur in Olsztyn und im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin, sondern beispielsweise auch im Archiv der deutschen Jugendbewegung in Burg Ludwigstein. Die akribische Erfassung

Rezensionen

der diplomatischen Korrespondenz der polnischen Konsulate in Ostpreußen bereichert das Profil der Arbeit entscheidend. Obwohl Traba sein Forschungsfeld auf Südostpreußen beschränkt, analysiert er alle zentralen Zeitschriften der Provinz, die in Königsberg erschienen, ohne dabei die Bedeutung der litauischen Presse zu übergehen, deren Artikel in deutschen Übersetzungen zugänglich sind. Weniger überzeugend fällt dagegen die Beschäftigung mit den literarischen Texten und mit dem Bereich der Kunst aus, wo Traba auf Agnes Miegel und die Brüder Skowronek und Robert Budzinski zurückgreift. In dieser Hinsicht bleibt er im Soziologischen stecken, was aber wiederum in sein konsequent angelegtes Projekt passt. Methodologisch gesehen ist die generelle Annahme von Traba sinnvoll, dass erst nach einer sorgfältigen Analyse der Quellenlage über das einzuschlagende wissenschaftliche Verfahren entschieden werden kann. Dies wiederum vermindert die Gefahr einer ‚terminologischen Inflation‘ wesentlich. Die nüchterne Herangehensweise schließt jedoch die Inanspruchnahme der neuesten historischen Literatur zur Weimarer Republik, umfangreiche Reflexionen zum Phänomen des kollektiven und kulturellen Gedächtnisses sowie des politischen Totenkultes nicht aus. Traba bezieht sich auf die Theorie von Jan und Aleida Assmann, auf das Konzept der Erinnerungsorte von Pierre Nora und des Weiteren auf die angelsächsische Forschung zur sich prozessual etablierenden Identität von S. Hall. Der Aufbau der Abhandlung ist äußerst übersichtlich und lässt drei Themenkomplexe erkennen, die mit den Fragen nach den Trägern der ostpreußischen Ideologie (Institutionen und Vereine), mit den Inhalten der Auseinandersetzung um das Wesen des Ostpreußentums und mit den Methoden ihrer Umset-

zung zusammenhängen. Der territoriale Rahmen des Forschungsfeldes ist einsichtig, denn die ‚Insellage‘ der Provinz in der Zeit zwischen den Kriegen – bedingt durch die Entstehung des unabhängigen polnischen Staates – markierte die klaren Grenzen einer nahezu ‚kolonialen‘ Region von Deutschland, und deswegen ist gerade dieses Gebiet besonders dafür prädestiniert, weitergehende Schlüsse auf die Eigenart des gesamten deutschen Ostens zu ziehen. Problematischer dagegen ist der zeitliche Rahmen der Abhandlung, die mit dem Jahr 1933 abrupt endet, was der Autor mit der von ihm geltend gemachten Eindimensionalität des gleichgeschalteten öffentlichen Lebens im Dritten Reich zu erklären versucht. Zum Ersten vermisst der Leser die Darstellung der nationalsozialistischen Offensive in der Kulturpolitik Ostpreußens, die sicherlich etappenweise und unter Anwendung mannigfaltiger Strategien erfolgte, zum Zweiten war der Kulturbetrieb des nationalsozialistischen Regimes bei weitem nicht so homogen, wie es Traba suggeriert, was gerade auf der regionalen Ebene aufschlussreiche Materialien ans Tageslicht hätte bringen könnte. Den Untergang Ostpreußens mit dem Ende der lokalen Mythenbildung gleichzusetzen, wäre sicherlich nicht verfehlt, zumal Traba sein Buch mit der ersten Besetzung der Provinz durch die russische Armee 1914/1915 einleitet.

Im ersten Teil des Buches schildert der Autor die Akteure des sozialen Lebens in Ostpreußen sowie den allgemeinen politischen Rahmen ihrer Aktivitäten. Eine gebührende Stelle kommt dem Kriegserlebnis der Provinz zu, die als einzige deutsche Region zeitweise von feindlichen Kräften besetzt worden war, was sich im Nachhinein zu einer traumatischen Erinnerung entwickeln sollte, die

die kollektive Identität der Einwohner dauerhaft belastete. Das verwickelte Kriegsgeschehen wird auf eine anschauliche Weise dargestellt, wobei eine Relativierung der Erzählung von den russischen Gräueltaten in der Region besondere Erwähnung verdient. Diese waren propagandistisch allzu sehr ausgenutzt worden. Die kriegsbedingten Migrationen der Bevölkerung und die tatsächlichen Zerstörungen zahlreicher Ortschaften lenkten laut Traba die Aufmerksamkeit des Deutschen Reiches auf die Randprovinz, die zu einem unmittelbaren Opfer des lange mit Siegesgewissheit geführten Ersten Weltkrieges wurde. Traba zeigt für die Zeit der frühen Weimarer Republik sehr präzise das Spannungsverhältnis zwischen der zentralen Gewalt im Reich und den Unabhängigkeitsbestrebungen der Provinz, die sich in der Idee des autonomen Oststaates manifestierten und eine für das Reich gefährliche Ähnlichkeit mit den Entwicklungen im Rheinland (K. Adenauer) sowie in Schlesien (P. Löbe) zeigten. Wenn man bedenkt, dass auch der Putschist W. Kapp aus dieser Region kam, dann zeigt sich ein klares Bild der Umsturzennergien, die sich zwischen Weichsel und Memel sammelten. Traba stellt diesen Prozessen die Bemühungen der neuen Reichsregierung gegenüber, die zahlreiche Stellen in der Verwaltung neu besetzte, was oft den Import republiktreuer Beamter aus anderen Provinzen bedeutete und auf heftige Proteste bei der lokalen Bevölkerung stieß. Eindrucksvoll wird die destabilisierende Wirkung der Freikorps beschrieben, die sich allen Kontrollversuchen entzogen, sowie die der Volksabstimmung vom Juli 1920, die in einer extrem hysterischen Atmosphäre abgehalten wurde. Traba gelingt es dabei, zu den Urteilen der deutschen und der polnischen Historiographie auf Distanz zu

gehen, was ihm eine nüchterne Analyse dieser Phänomene erlaubt. Ein beredtes Zeugnis für das Interesse Berlins an dem Schicksal der Region liefert Traba mit dem Hinweis auf das „Ostpreußenprogramm“, das sich ab 1925 in das „Sofortprogramm“ und später in die „Osthilfe“ verwandelte, die zugleich eine immense Investition in den Versuch einer Aufhebung der Differenzen zwischen dem Grenzland und dem Binnenland bedeutete. Am Rande sei vermerkt, dass die umfangreichen Subventionen in vielerlei Hinsicht an die Leistungen für die neuen Bundesländer nach der Wiedervereinigung Deutschlands erinnern, und es erübrigt sich fast zu sagen, dass ihre Effizienz ebenfalls nicht immer sichtbar war. Die Initiativen der Reichsregierung für die Förderung der deutschen Kultur in Ostpreußen werden detailliert geschildert, dazu gehören die Förderung von Museen, Theatern und Volkshochschulen sowie Vortragsreihen und Jugendausflüge in die Grenzgebiete; außerdem aber auch eine genaue Beobachtung der polnischen „Feindseligkeiten“. Die Analyse der politischen Kräfte in Ostpreußen zeigt die überproportionale Stärke des konservativen Lagers, das allmählich schwere Verluste zugunsten der NSDAP hinnehmen musste. Diese gewann östlich der Weichsel besonders rasch an Popularität. Traba weist auf die Bedeutung der konfessionellen Spaltung hin, die sich durchaus nicht immer mit den ethnischen Grenzen deckte. Hinzuweisen wäre hierbei auf den langsamen Rückgang der masurischen und litauischen Dialekte in der Liturgie der katholischen Kirche. Unter den Trägern der kollektiven Identität hebt Traba die Heimatbewegung hervor, die er in den Kontext des typisch deutschen Heimatdiskurses einordnet. Ähnlich wie auch im übrigen Deutschland ist nach

dem Ersten Weltkrieg in der Region eine regelrechte Begeisterung für Archäologie und Regionalgeschichte zu beobachten. Einen anderen wichtigen Faktor für die Vertiefung der Heimatverbundenheit bildeten die Aktivitäten der im Reich ins Leben gerufenen Landsmannschaften, die das Interesse von Umsiedlern an ihrer alten Heimat aufrechterhalten sollten und durchaus an das Modell der nach dem Zweiten Weltkrieg gegründeten Vertriebenenverbände erinnern. Einen Höhepunkt in den Aktivitäten der Heimatschutzbewegung sieht Traba in dem massenhaften Beitritt der lokalen Bevölkerung zum „Masuren- und Ermländerbund“, der zeitweise die lokalen Animositäten aufhob, da sie angesichts der angeblichen polnischen Gefahr an Bedeutung verloren. In diesem Teil des Buches trägt die gewissenhafte Recherche in den Zeitschriften, besonders in den *Ostdeutschen Monatsheften* und im *Grenzland*, ihre Früchte. Die Zeitschriften spiegeln das damalige Konkurrenzverhältnis zwischen Danzig und Allenstein um den Status eines regionalen Kulturzentrums wider. Außerdem ist natürlich Königsberg mit dem dortigen „Goethebund“ von großer Bedeutung. Damit werden Konstellationen des kulturellen Lebens nachgezeichnet, die gegenwärtig geradezu exotisch anmuten. Traba untersucht auch Phänomene der Regionalität wie die „Laienspielschar“, das Wanderkino oder das Netz der lokalen Heimatmuseen und Bibliotheken. Wenn die von Traba gewählte Annäherungsweise an die Alltagsgeschichte für den Leser eine Konfrontation mit allzu vielen Details bedeutet, die leider nicht alle leicht zu durchschauen sind, so scheint der Autor bei der Besprechung der Jugendorganisationen eher in seinem Element zu sein. Souverän skizziert er das Modell der Ideologisie-

rung der jungen Generation in Ostpreußen durch den Sport, die Utopie der ‚nationalen Gemeinschaft‘ und die Ablehnung einer angeblich dekadenten Zivilisation. Es werden auch reiche Bildmaterialien herangezogen, durch die die konkrete Umsetzung der Wandervogelideologie in Ostpreußen illustriert werden kann. Traba zeigt, wie die altgermanischen, ritterlichen und mittelalterlichen Symbole die jungen Masuren und Ermländer bei ihren Fahrten in die von der Moderne unangetastete Landschaft begleiteten.

Im zweiten Teil des Buches rücken drei Begriffspaare in den Mittelpunkt: ‚Heimat und Volk‘, ‚Bollwerk als Schutzwehr der Zivilisation und als Bastion des Deutschtums‘ sowie ‚Krieg und Feind‘. Traba scheut nicht davor zurück, eine Parallele zwischen dem deutschen Osten und den polnischen Grenzgebieten zu ziehen, wobei er den im Polnischen symbolträchtigen Begriff ‚Kresy‘ konsequent in Bezug auf die sogenannte ‚Ostmark‘ und ihre Einwohner benutzt. Eindrucksvoll wird geschildert, wie der polnische Anteil an der Geschichte Ostpreußens eliminiert wurde, wobei man erfahren kann, dass die damaligen lokalen Historiographen die Rolle der Provinz in den Befreiungskriegen – übrigens ähnlich wie in Schlesien – zum Gründungsakt der lokalen preußischen Geschichte stilisierten. Dabei mutet Trabas Auswahl der Zitate fast subversiv an, da sie im Kontext der Plebiszite bestätigen, dass der Großteil der Bevölkerung sich nach wie vor der polnischen Sprache bediente. Auch das literarische Material wertet Traba unter strikt soziologischen Aspekten aus, was sich am deutlichsten bei der statistischen Analyse der ostpreußischen Leserschaft zeigt. Was die beinahe religiöse Intensität der Heimatgefühle und den gebieterischen Ton der Mahnungen an die Landsleute angeht, so

Rezensionen

kann Traba reichlich Stoff für seine Parallelitätsthese zusammentragen. Bedenklicher werden die Überlegungen zur Rezeption der Begriffe ‚Volk‘ und ‚Heimat‘ in der ostpreußischen Realität, die Traba in die Nähe der Ideologie von der konservativen Revolution einzuordnen versucht, was nicht nur wegen der zentralen Stellung von Begriffen wie ‚Technik‘ oder ‚zivilisatorische Beschleunigung‘ bei den Brüdern Jünger und ihnen Gleichgesinnten als höchst problematisch zu werten ist. Wenn man bedenkt, dass sich z. B. der neue Nationalismus gerade aus dem Geiste und der Erfahrung der Großstädte entwickelte, was nicht zuletzt die Distanz zur NSDAP kennzeichnet, dann ist diese intellektuelle Bewegung im Kontext der Regionalitätsproblematik mit größter Vorsicht zu betrachten. Der ostpreußische Konservatismus blieb nämlich eher den alten monarchistischen und traditionalistischen Wertevorstellungen verpflichtet. Als eine der zentralen Stellen des Buches ist dagegen die Analyse der Diskussion um einen Leserbrief aus dem Rheinland in der Zeitschrift *Grenzland* zu betrachten. Die Leserin konnte es nicht fassen, dass in so vielen volkstümlichen Beiträgen „plötzlich wie eine chinesische Mauer die Grenze auftaucht“, welche die nach Deutschland hin offene Provinz von den Nachbarn abtrenne (S. 165).¹ Die Antwort der Redaktion ist geradezu exemplarisch für das Verständnis des Regionalen in den 20er Jahren. Man betont vor allem die Verbundenheit der Provinz mit dem deutschen Vaterland, das Kräfte spende, die im Osten in der Form einer Strahlung verwertet werden sollten, um nach Deutschland zurückkehren zu können. Das polnische bzw. litauische Ausland spielte also lediglich die Rolle eines fremden (!) Landes, in das das Licht der Kultur und Vernunft zu bringen als eine Mission gesehen wurde.

Man lehnte die Vorstellung einer kulturellen Osmose strikt ab, was das Bild der Nachbarn als fremde Wesen nachhaltig prägte.

Der Autor von *Wschodniopruskość* versäumt es nicht, diejenigen gesellschaftlichen Gruppen zu charakterisieren, die sich jenseits des dominierenden Deutungsmusters der Begriffe ‚Heimat‘ und ‚Volk‘ befanden, nämlich die Sozialdemokraten sowie die polnische und litauische Minderheit. Besondere Aufmerksamkeit verdient dabei die Gestalt von August Winnig, der sozialdemokratische Ideale mit seinem Engagement in der Heimatbewegung verband. Nach dem Scheitern des Kapp-Putsches musste er jedoch den Posten des Oberpräsidenten der Provinz aufgeben. Faszinierende Ergebnisse zeigt auch der von Traba unternommene Versuch, den Heimatbegriff bei der polnischen Minderheit in Ostpreußen zu untersuchen. Hier zeigt sich, dass das Konzept einer lokalen Identität restlos abgelehnt wurde, da man sie oftmals als einen Verrat am Vaterland deutete und generell als schädlich für die Idee der nationalen Wiedergeburt empfand (S. 173). Die Berücksichtigung eines litauischen Denkers wie Wilhelm Storost-Vyduns, den man als „litauischen Mahatma Gandhi“ zu bezeichnen pflegte, bedeutet eine wesentliche Bereicherung, da einem hierdurch die tatsächliche Multikulturalität der Provinz bewusstgemacht wird. Die Auseinandersetzung mit dem Begriff ‚Bollwerk‘ zeigt deutlich die hermetische Absperrung der Region von der Umwelt mit dem Ziel, die eigene Regionalität zu pflegen und zu stärken. Die weite Verbreitung des Begriffes wird an Quellenmaterial aus Reiseführern gezeigt, aber auch an Gelegenheitspublikationen mit eindeutig polemischer Absicht wie dem von LUDWIG GOLDSTEIN (1930) herausge-

gebenen Band *Ostpreußen. 700 Jahre deutsches Land*. Der von diesem liberalen Publizisten jüdischer Abstammung zusammengestellte Band vereinigte die Stimmen der Vertreter aller politischen Richtungen der Provinz. Traba stellt dieses Buch zu Recht in den Mittelpunkt seiner Überlegungen, da er z. B. in dem Beitrag von Ernst Wiechert *Östliche Landschaft* zwar die schönsten literarischen Beschreibungen der Provinz findet, in denen das Land und seine Einwohner mit der Mystik des Morgenlandes verbunden werden, aber auch zeigen kann, dass Wiechert solche Ideen wie die einer Erneuerung der deutschen Seele aus der ursprünglichen Landschaft, die dann im Sinne eines moralischen Schutzwalles funktionieren sollte, propagierte. Auf plastische Art und Weise gelingt es Traba, die Virulenz solcher Bollwerkphantasien aufzuzeigen, bei denen die Polen teilweise als „Volkssplitter“ im deutschen Körper charakterisiert wurden. Ein anderes Beispiel dieser unheilvollen Tendenz ist die Verunglimpfung der slawischen Präsenz an der Ostsee als eines „tragischen Zufalls“ (S. 203). So macht Traba auf den auch im deutschen Diskurs belasteten Begriff der ‚Wiedergewinnung‘ aufmerksam, unter den der militante F. Lütke die deutsche Ostkolonisation subsumiert. Dabei weigert er sich konsequent, große und in der Historiographie bekannte Monographien als Beispiele heranzuziehen, wogegen er die von G. Kossina initiierte Ideologisierung der Frühgeschichte hervorhebt oder das Konzept der nach skandinavischen Mustern angelegten Freilichtmuseen. Mit Interesse verfolgt der Leser auch die widersprüchlichen Vereinnahmungsversuche der Fortschrittsidee, die auf der einen Seite Ostpreußen als eine antizivilisatorische Oase kreiert, auf der anderen aber die anschei-

nend ‚zivilisierte‘ Region als eine Antithese zum polnischen Chaos darbieten will. Bei den Begriffen des ‚Krieges‘ und des ‚Feindes‘ werden auf eindrucksvolle Weise die Mechanismen der Medialität gezeigt, von denen das Beispiel der organisierten „Kriegsreisen“ für ausländische Journalisten als ein propagandistisches Meisterstück Erwähnung verdient. Unter den weiteren Medien der Erinnerung nennt Traba die Tagebücher, in denen er – vor dem Hintergrund der 100 Jahre zuvor geführten Befreiungskriege – ein sehr ambivalentes Bild von den Russen bzw. den Kosaken gezeichnet findet. Eine Erfassung der zeitgenössischen Handbücher gewährt Einblicke in die Didaktisierung der kriegsverherrlichenden Poesie, die bemüht war, Feindbilder von beispielloser Intensität zu vermitteln. Schließlich wurde auch der Bereich der Architektur und Landschaftsgestaltung untersucht, da in *Wschodniopruskość* die ideologischen Maßstäbe des Wiederaufbaus der Provinz nach dem Ersten Weltkrieg ausführlich rekonstruiert werden. Die Anknüpfungen an das Erbe des Deutschen Ordens sollten laut Traba Hand in Hand mit modernen, bescheidenen und funktionalen Projekten (z. B. Gartenstädten) gehen, die sich als Kontrast zur Kunst der Sezession und zum Historismus verstanden. Dem Buch kann man auch entnehmen, dass kurz vor Hitlers ‚Macht ergreifung‘ in Ostpreußen die an die Phantasien von Orson Welles erinnernden experimentellen Radiosendungen ausgestrahlt wurden, die unter Benutzung der Möglichkeiten des Rundfunks den Eindruck eines polnischen Angriffes auf die Provinz erwecken sollten, was dann auch dank der modernsten Technik tatsächlich Angst schürte und zu Panikausbrüchen führte.

Der dritte Teil der Publikation ist der gesellschaftlichen Inszenierung des ‚Ost-

preußentums' gewidmet, die für den polnischen Leser nicht zuletzt dadurch interessant wird, dass ganz unterschiedliche Muster der Erinnerung geschildert werden, die in einer fremden Ästhetik angesiedelt sind. Die Idee der „Heldenhaine“, die vom Königlich-Preußischen Gartendirektor Lange aus Potsdam entwickelt wurde, sah vor, eine Art von „Kultstätten“ statt der konventionellen Friedhöfe zu erbauen, in denen die Bäume als Symbole der sich stets erneuernden Natur fungieren sollten. Die enge Verknüpfung der Bilder von Wald und Armee legt den Gedanken einer Überwindung des Todes und vor allem der Sinnlosigkeit des Krieges nahe, die Traba richtig als ein einzigartiges Phänomen betont. Die Rekonstruktion der Bestrebung, eine spezifisch regionale Art der Gefallenenerehrung zu entwickeln, gehört zweifelsohne zu den fesselnden Teilen des Buches. Hier werden die asketische Gestaltungsweise der Anlagen, der absichtsvolle Verzicht auf Blumen, aber auch die Verwendung der Grabstätte in der „Jugendpflege“ (S. 301) als Elemente eines konsequenten Totenkultes geschildert, der in der Idee gipfelte, die Kriegerfriedhöfe in Sportplätze zu verwandeln, was sowohl an die altgermanischen Thingstätten anknüpfen sollte als auch an das Konzept von Turnvater Jahn. Traba unterstreicht die Einbettung der Friedhöfe in die Landschaft und den angestrebten vollkommenen Einklang mit der Natur. Ein Kapitel für sich bildet die Rekonstruktion des Tannenbergsdenkmals, die in der polnischen Historiographie als die umfassendste Beschreibung des 1945 abgetragenen Mausoleums bezeichnet werden kann. Das 1927 enthüllte Monument, das von den Gebrüdern Krüger in Berlin entworfen worden war und Ähnlichkeiten sowohl mit Stonehenge als auch mit dem mächtigen Castel del Monte Friedrichs II.

in Apulien aufwies, dient Traba als eine Folie, auf die alle Narrationsstränge noch einmal projiziert werden können. Man kann sich jedoch des Eindrucks nicht erwehren, dass dieser Teil des Buches eher auf Sekundärliteratur basiert, auch wenn man zugeben muss, dass das besagte Phänomen im polnischen kollektiven Bewusstsein praktisch nicht existiert. Damit wird das Bild der ostpreußischen Regionalität um ein weiteres Element ergänzt. Zusammenfassend kann man sagen, dass das Buch von Traba einen bedeutenden Beitrag zum Verständnis der ostpreußischen Regionalität bildet. Sicherlich bietet es eine Fundgrube von Quellenmaterial, das hier mit besonderer Akribie gesammelt worden ist, auch wenn dies die Orientierung im Dickicht der Details nicht immer erleichtert. Damit werden zugleich Möglichkeiten für Vergleichsstudien zur Problematik des ganzen ehemaligen deutschen Ostens eröffnet, die von polnischer Seite immer noch fehlen. Aufschlussreich wären insbesondere Versuche, die Situation ‚der ostpreußischen Insel‘ mit der Ideologisierung ‚der Halbinsel‘ von Nieder- und Oberschlesien, die in der Zeit zwischen den Kriegen ihr Dasein zwischen Polen und der Tschechoslowakei fristete, zu vergleichen. Das im Buch angewendete dynamische Konzept der regionalen Identität hat sich durchaus bewährt und bietet ein tragbares Fundament für weitere Studien. Zweifelsohne verdient der Bereich der fiktionalen Literatur auf der regionalen Ebene eine größere Aufmerksamkeit, auch wenn ihre Qualität manchmal bedenklich erscheinen mag. Und sicherlich genügt der von Traba vorgeschlagene Exkurs zur Situation im Dritten Reich nicht, um die Frage der Regionalität zu dieser Zeit entsprechend zu erleuchten.

Anmerkungen

¹ Es handelt sich um einen Leserbrief, der im Jahre 1922 an die Redaktion der Zeitschrift *Grenzland* geschickt wurde. Zu dieser Problematik vgl. auch GREGOR THUM (2003).

Literatur

GOLDSTEIN, LUDWIG (1930): *Ostpreußen. 700 Jahre deutsches Land*. Königsberg.
THUM, GREGOR (2003): *Die fremde Stadt. Breslau 1945*. München.
Krzysztof Źarski, Wrocław

DAMPC-JAROSZ, RENATA / SZEWCZYK, GRAŻYNA BARBARA (eds.) (2006): *Friedrich Schiller. W dwusetną rocznicę śmierci. [Zum 200. Todesjahr]. Wrocław: Oficyna Wydawnicza ATUT – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe. 261 S.*

Es freut das Herz eines Germanisten, wenn 200 Jahre nach dem Tod eines klassisch gewordenen Dichters seiner Größe – sei es nur aus Anlass eines runden Jubiläums – weltweit gedacht wird. Verständlicherweise waren in der Beschäftigung und Auseinandersetzung mit Friedrich Schillers Werk die deutschen Literaturforscher, Publizisten, Theaterleute und andere Vertreter des kulturellen Lebens in Deutschland besonders aktiv. Die Liste der in den letzten fünf Jahren veröffentlichten Texte und anderer Unternehmungen ist umfangreich, quantitativ imposant und in qualitativer Hinsicht recht kunterbunt.

Im Bewusstsein des polnischen Lesers hat der Autor der *Räuber* seit den ersten, Anfang des 19. Jhd.s entstandenen Übersetzungen seinen festen Platz, wobei die Welle von Publikationen und Theateraufführungen bei der Gelegenheit eines runden Todes- oder Geburtsfeiertages meistens noch zunahm. Der Tradition der Jahre 1855, 1905 und 1955 schlossen sich aber die polnischen Rezipienten Anno Domini 2005 nicht mehr so massiv an. Weder das Theater (die drei zum Schiller-Jahr aufgeführten Inszenierungen in Gdańsk, Katowice und Wrocław sind eher als ein Tropfen auf den heißen Stein anzusehen) noch die Publizisten setzten die ehemals so rege polnische Rezeptionsschicht fort. Um so nachdrücklicher

müssen die die Regel bestätigenden zwei Ausnahmen erwähnt werden, von denen eine hier detailliert vorgeführt werden soll.

Den ersten brillanten Akzent für das Schiller-Jahr 2005 setzte Stefan H. Kaszyński mit seiner 2006 erschienen Anthologie *Friedrich Schiller. Dzieła wybrane*. Mit ihm kann es hinsichtlich des literarischen und wissenschaftlichen Niveaus eben nur der in Wrocław von polnischen Germanistinnen und Mitarbeiterinnen der Schlesischen Universität herausgegebene und unter der Mitwirkung von Schiller-Kennern aus Deutschland, Schweden und Polen zusammengestellte Band *Friedrich Schiller. W dwusetną rocznicę śmierci* aufnehmen. Wie der Titel besagt, hat diese Reihe von Beiträgen den Charakter einer Gelegenheitsproduktion und lässt eine in solchen Fällen übliche Heterogenität der methodologischen Vorgaben und einen Eklektizismus der Themen erwarten. Die editorische Prämisse der beiden Herausgeberinnen wird von ihnen in den einleitenden Worten eindeutig festgelegt. Man wollte dem polnischen Leser Artikel, Studien und Beiträge über Friedrich Schiller präsentieren, neue Lesarten seiner Werke vorschlagen und auf den Stellenwert seiner Dichtung im breit verstandenen europäischen Kulturerbe hinweisen. Wenn man in der ganzen Palette

von Abhandlungen deutscher und polnischer, jüngerer und älterer Forscher nach einem Kriterium und ordnendem Prinzip fragen wollte, so kann unter Umständen geantwortet werden, dass man bemüht war, das Œuvre des Klassikers zu erfassen, indem man von der Person des Dichters und der Problematik der eine Renaissance erlebenden Biographielehre ausgegangen ist (Johannes Endres), um dann über das In-Frage-Stellen des schillerschen Kantismus und Idealismus (Lothar Pikulik) und die mehr oder weniger moderne Neuinterpretation von Schillers Dramen und seinen prosaischen Werken zu den rezeptionsgeschichtlichen (Anna Stroka, Janina Gesche) und wirkungsästhetischen (Grażyna Barbara Szewczyk) Themen zu gelangen. Unter den Texten, von denen manche einen hohen wissenschaftlichen Ehrgeiz exemplifizieren und die anderen eher informativ angelegt sind, verdienen einige eine nähere Besprechung.

Beide Eigenschaften verbindet der Aufsatz von JOHANNES ENDRES (S. 7-20), der sich auf „der Suche nach dem Autor“ (*Poszukiwanie autora. Friedrich Schiller w biografjach popularnonaukowych*) der These anschließt, dass die seit dem Strukturalismus geltende Tabuisierung des Biographischen mit dem in den 80er Jahren bewusstgewordenen Verlust der Geschichte langsam überwunden wird. Der Leipziger Germanist findet die Frage nach dem Lebenslauf des Autors gerade im Falle Schiller legitim und unterbaut seine Behauptung, indem er Beispiele von mehr als einem Dutzend Schiller-Biographien nennt, die in den letzten Jahren auf den Markt kamen. Als Orientierungs- und Anknüpfungspunkt wählte er die Monographie von Rüdiger Safranski, der als erster die Biographie des Autors mit der Biographie seiner Werke ersetzte und sie im Kontext der „lebenslänglichen Krank-

heitsgeschichte“ des Dichters betrachten will. Schillers gewaltige Heldenfiguren sind – so Endres – ästhetisierte Zeugnisse seines lebenslangen, früh verlorenen, aber harten Kampfes gegen die Schwächen eines kranken Körpers. Werke wie *Wallenstein* oder *Die Räuber* erscheinen aus dieser Perspektive als eine Antizipation des Todes. In Safranskis Biographie sieht Endres 5 klassische Topoi einer Hagiographie, und damit will er auf Gefahren der Debatte über Schillers Aktualität aufmerksam machen und zum direkten „Kontakt“ mit Schillers Texten ermuntern.

Der Kampf des starken Willens gegen den schwachen Körper und die Modernität einer solchen Haltung im Kontext des heutigen psychologischen Wissensstandes animierte auch den bekannten Germanisten aus Trier, LOTHAR PIKULIK (S. 21-39), zu einem sachkundigen Aufsatz über die überzeitliche Attraktivität des schillerschen Menschenbildes. Die Lektüre seiner Dramen und der ästhetischen Schriften sowie die Kenntnis der Philosophie von Kant lassen den Forscher behaupten, dass Schillers Bild des Menschen nicht auf der Basis seiner idealistischen Anschauungen entstanden ist. Die in der Literaturwissenschaft geltende Vorstellung von Schiller als dem Idealisten sei falsch und mache eine Korrektur des Denkschemas notwendig. Der wichtigste Unterschied besteht in der Ablehnung des kantischen Dualismus der Sinne und des Verstandes. Für Schiller war dagegen die Harmonie des Geistigen und Sinnlichen das Hauptanliegen. Schillers anthropologisches Ideal resultiert nicht aus der Abstraktion, sondern aus der Erfahrung. Der Autor wagt zum Schluss einen allzu schnellen Übergang vom Spiel- und Freiheitsbegriff bei Schiller zum postmodernen Spiel mit Werten und Inhalten unserer Kultur, was Pikulik für ein Zeichen von Schillers Modernität hält.

Rezensionen

Die meisten der in dem Band veröffentlichten 19 Texte wachsen mit ihrer Kompetenz über den Pegel der Gelegenheitsbeiträge hinaus. Dies bezieht sich sowohl auf die Einzeldarstellungen (bzw. Neuinterpretationen) von bestimmten Werken, darunter Schillers prosaischen Kurzformen, aber auch auf Dramen und Gedichte (besonders lesenswert ist der Artikel von ROBERT RDUCH (S. 205-216) über die falsche Identifizierung der *Ode an die Freude* mit der Hymne des vereinten Europas) als auch auf informationsträchtige Kommunikees von GRAŻYNA BARBARA SZEWCZYK (*Schiller und Mickiewicz*, S. 217-230), ANNA STROKA (*Friedrich Schiller auf polnischen Bühnen in den Jahren 1951-2004*, S. 231-245) oder Janina Gesche, die uns das traurige Faktum mitteilt, dass Schiller in Schweden allmählich vergessen wird und dass dort nach 1945 nur eine einzige Dissertation über ihn entstanden ist.

Grażyna B. Szewczyk stellt in den 4 Teilen ihrer Studie den Forschungsstand zum Thema Schiller und Mickiewicz, die Anfänge der Schiller-Faszination bei Mickiewicz, seine Übersetzungen schillerscher Dichtung und den Einfluss dieser Dichtung auf Mickiewicz' Schaffen dar. Die Autorin nimmt Stellung zu der erörterten Problematik, und sie bedient sich dabei der heutigen Optik, womit sie besonders Schülern und Studenten mit einem kompetent bearbeiteten Resümee des seit etwa

100 Jahren bekannten Themas dienen kann. Auch Anna Stroka resümiert ein mit Friedrich Schiller verbundenes Phänomen, und zwar die Geschichte der Aufführungen seiner Dramen auf polnischen Bühnen in den Jahren 1951-2004. Stroka bestätigt die von den Herausgeberinnen bereits in der Einführung konkludierte Tatsache, dass Schillers dramatische Kunst seit den 90er Jahren der Vergessenheit preisgegeben wird. Recht akribisch listet sie die bedeutenden Schiller-Inszenierungen aus den 50er, 60er und 70er Jahren auf. Berücksichtigt wird von ihr jedoch nicht das Fernsehtheater, das ja wegen seines massenhaften Publikums rezeptionsgeschichtlich nicht unbedeutend ist. Es muss lobend unterstrichen werden, dass man in dem besprochenen Band neben werkbezogenen Aufsätzen und neuen Textinterpretationen auch auf den polnischen rezeptionsgeschichtlichen Aspekt aufmerksam machen wollte. Dieses Buch lässt den Stellenwert, der dem Klassiker Friedrich Schiller und der reichhaltigen Rezeption seines dichterischen Wesens zusteht, gelten. Vor allem haben sich aber polnische Germanisten in die Debatte des Schiller-Jahres eingeschaltet, und sie haben das in der Zusammenarbeit mit größtenteils prominenten Schiller-Forschern aus dem Ausland geleistet.

Małgorzata Czekańska, Poznań

STRELKA, JOSEPH P. (2005): *Ernst Schönwiese. Werk und Leben*. Frankfurt (M.) / Berlin / Bern u. a.: Peter Lang Verlag (=New Yorker Beiträge zur Literaturwissenschaft 6). 193 S.

Das Jahr 2005 war reich an kulturellen Jubiläumsveranstaltungen, in Deutschland hat man das Schiller-Jahr gefeiert, in Österreich das Stifter-Jahr, hinzu kam noch der hundertste Geburtstag von Elias

Canetti. Etwas im Schatten dieser Jubiläen jährte sich auch der hundertste Geburtstag des österreichischen Lyrikers Ernst Schönwiese. Die Formulierung „im Schatten“ ist nicht ganz zufällig. Obwohl

Rezensionen

Schönwiese als *Silberboot*-Herausgeber, Rundfunkleiter und PEN-Club-Präsident eine durchaus repräsentative Rolle im literarischen Leben Österreichs spielte, wurde er als Dichter, als ästhetisch raffinierter Lyriker und scharfsinniger Essayist von seinen Zeitgenossen stets unterschätzt. Er schrieb nicht viel, aber das, was er geschrieben hat, war von großer, zeitloser Bedeutung, denn es spiegelte nicht nur die Komplexe der Menschen seines Jahrhunderts wider, es lieferte auch zugleich einen Schlüssel zur Dechiffrierung der individuellen Schicksale. Schönwiese war ein Philosoph der Lyrik in dem Sinne, in dem der Begriff ‚Philosoph‘ in Frankreich vor der Revolution gebraucht wurde. Er war konservativ auf eine vornehme Art, die in keiner Weise den Fortschritt kontestiert, so wie seine großen Vorbilder, Goethe, Rilke und Hofmannsthal. Er hielt nicht viel vom Experiment und war doch ein durchaus moderner Dichter, er schrieb moderne Lyrik, so wie sie der Theoretiker Hugo Friedrich verstanden hat. Für seine Wegbegleiter war er zu feinfühlig, ästhetisch zu perfekt, für seine Gegner wirkte er in seinen Auffassungen und in seiner Poetik zu veraltet, das heißt, man hat ihn nicht bekämpft, sondern einfach ignoriert. Es gab zu seiner Lebzeit nur wenige Literaturhistoriker in Österreich, die seine Bedeutung erkannten und sein Werk mit wertvollen Kommentaren begleitet haben. Wenn wir von der publizierten Dissertation URSULA WEYRERS (1984) über *Das Silberboot* absehen, dann waren wohl Paul Wimmer und vor allem Joseph Strelka diejenigen Kritiker in Österreich, die über ihn geschrieben haben, sonst taucht sein Name nur als Randfigur in Literaturüberblicken und Gattungsgeschichten auf. Dabei war Schönwiese mit den größten und einflussreichsten Literaten seiner Zeit befreundet, zunächst war es der Kritiker Franz

Blei, der vor dem Kriege den jungen Dichter in seinen Literatenkreis im Kaffeehaus „Herrenhof“ eingeführt hat. Dort traf er Robert Musil, Albert Paris Gütersloh und Elias Canetti. Aus dieser Zeit datiert auch seine Begegnung mit Hermann Broch, mit dem er sein Leben lang befreundet blieb. Später kamen noch neue Bekanntschaften hinzu, etwa die mit Alexander Lenert-Holenia oder Felix Braun. Als Herausgeber und PEN-Club-Präsident hatte er Kontakte zu den meisten Literaten der Nachkriegszeit. Eigentlich war er es, der andere gefördert hat, über ihn selbst hat man nur selten geschrieben. Desto bedeutender sind aber die Publikationen, die das Schaffen von Ernst Schönwiese in den Vordergrund rücken. Im Jahre 1960 veröffentlichte der bereits erwähnte Literaturprofessor JOSEPH STRELKA das Buch *Rilke, Benn, Schönwiese und die Entwicklung der modernen Lyrik*, in dem dem Lyriker Schönwiese erstmalig ein seiner Bedeutung in der Gattungsgeschichte würdiger Platz eingeräumt wurde. Schon der Kontext, in dem Schönwiese auf die gleiche Stufe neben Rilke und Benn gestellt wird, zeigt die Traditionslinie, in der das lyrische Werk auszuwerten ist. Es verwundert deshalb auch nicht, dass gerade Joseph Strelka die erste vollständige Monographie über Schönwiese zum hundertsten Geburtstag des Dichters vorgelegt hat. Der Titel der Monographie, *Werk und Leben*, klingt etwas ungewöhnlich, üblich ist die umgekehrte Reihenfolge „Leben und Werk“. In diesem Falle ist aber die Abweichung von der Regel durch die langjährige private Bekanntschaft des Literaturhistorikers mit dem Schriftsteller begründet. Strelka beginnt seine Darstellung mit einer objektiven literaturwissenschaftlichen Bestandsaufnahme des Schaffens von Schönwiese und ergänzt diese im sechsten Kapitel mit einem sehr persön-

lich gestimmten Essay über seine Freundschaft mit dem Dichter.

Am Anfang dieser Überlegungen wird das lyrische Werk Schönwieses betrachtet, das in drei übersichtliche Phasen eingeteilt wird; die Kriterien dieser Einteilung haben weltanschaulichen und poetologischen Charakter. Die erste Phase beginnt noch in der Vorkriegszeit und reicht bis in das Jahr 1951, und die poetologischen Vorbilder dieser Zeit sind neben Rilke und Benn auch Rudolf Alexander Schröder und Rudolf Borchardt. Strelka zeigt an einschlägigen Beispielen, wie das Bewusstsein der Gedichte Schönwieses über die Tradition, die von Goethe ausgeht, die Perspektive der Moderne einbezieht, ohne dabei einen direkten Bezug auf die Zeitergebnisse zu nehmen. Nach Strelka ist das die Perspektive von Gottfried Benn, nach der das lyrische Gedicht die Weisheit des Überzeitlichen der Zeitdiagnose voranstellt. Nach außen wirken diese Gedichte esoterisch, es ist aber eine andere Art der Esoterik als bei Benn. Der sachbezogenen Metaphorik von Benn zieht Schönwiese – so wie der späte Rilke – die Metaphorik der metaphysischen Suche nach der Wahrheit der letzten Dinge vor. „Schon in der Zeit vor 1951, der Zeit der ersten Phase seines lyrischen Schaffens, hat sich Schönwiese mit den mystischen Traditionen der Menschheit auseinandergesetzt“, schreibt Strelka (S. 21) und fügt hinzu, dass die zweite Phase ganz im Zeichen dieser Auseinandersetzung steht. Der Literaturhistoriker exemplifiziert diese These an der Analyse einiger Gedichte des Bandes *Das unverlorene Paradies* aus dem Jahre 1951. In der Narration von Strelka schließt die zweite Phase der Lyrik Schönwieses direkt an die erste an, erweitert jedoch deren Blickfeld um diverse Aspekte der fernöstlichen Weltauffassung, mit der sich der Dichter zunehmend intensiver beschäftigt. Vertieft

wird dieser Horizont in der dritten Phase, was sich auch direkt auf die Poetik der späten Gedichte Schönwieses auswirkt; beispielhaft hierfür sind die Gedichte aus den Bänden *Baum und Träne* (1961) und *Geheimnisvolles Ballspiel* (1964). Die programmatische Kürze und die schlichte Form der Texte verknüpfen die aphoristische Weisheit mit der starken Bildkraft reiner Poesie. Nur selten wird von den Kritikern wahrgenommen, dass Schönwiese auch ein exzellenter Aphoristiker war, seine Kunst des Aphorismus ist aber nicht der Poetik der Kurzaussage von Karl Kraus, sondern der vertieften existentiellen Weltansicht der Tagebucheintragen von Franz Kafka verpflichtet. Strelka scheint hierauf großen Wert zu legen, obwohl Schönwiese selbst ein inniges Verhältnis zu den Texten von Kraus hatte, wovon seine Adaptation der *Letzten Tage der Menschheit* für die Zwecke der Rundfunkaufführung Zeugnis ablegt. Ebenfalls wenig bekannt ist die Tatsache, dass Schönwiese ein begabter Prosaautor war, sein Nachlass ist in dieser Hinsicht sehr klein, aber die Novelle und der Roman auszugsweise, den Strelka analysiert, zeigen, dass Schönwiese den Spuren seines Freundes Hermann Broch nachgeht.

Ausführlich wird in Strelkas Buch der essayistische Nachlass Schönwieses behandelt, einerseits deswegen, weil er einen Schlüssel zum lyrischen Werk des Dichters liefert, andererseits, weil man dort heute noch Informationen über bereits vergessene Autoren und Tatsachen aus dem literarischen Leben Österreichs findet. In der breiten Öffentlichkeit bleibt aber Schönwiese vor allem als Herausgeber der exklusiven Literaturzeitschrift *Das Silberboot* bekannt. Man weiß sonst noch, dass er nach dem Zweiten Weltkrieg Leiter eines Verlags war, in dem anspruchsvolle, nicht unbedingt populäre Prosa

gedruckt wurde. In der Monographie von Strelka werden die Verdienste Schönwieses für die österreichische Literatur besonders stark betont. Immerhin erschien das erste Heft seines *Silberboots* in einer für kulturelle Initiativen ungünstigen Zeit in Österreich. Es war die Zeit des Ständestaates, in dem künstlerische Freizügigkeit nicht unbedingt gefragt war. Wie die Vorkriegshefte dieser Zeitschrift dokumentieren, hielt sie sich fern von politischen und ideologischen Diskursen der damaligen Zeit, sie konzentrierte sich vor allem auf die Bedeutung der Autoren und die Qualität der gedruckten Texte. Schon in der ersten Nummer aus dem Jahre 1935 findet man Beiträge von Robert Musil, Hermann Broch, James Joyce, Heinz Politzer und den berühmten Brief von Rilke an seinen polnischen Übersetzer Witold Hulewicz; in den weiteren Heften werden zudem noch unbekannte Texte von Kafka, Gütersloh und Grünewald veröffentlicht. Nach dem Zweiten Weltkrieg erscheinen im *Silberboot* auch Beiträge von Exilautoren wie Elias Canetti, Hermann Broch, Theodor Kramer und dem inzwischen heimgekehrten Franz Theodor Csokor wie auch Texte der von den Nazis verfolgten Alma Johanna Koenig. Schon an der Wahl der Autoren erkennt man die weltanschaulichen und ästhetischen Prioritäten Schönwieses, er war eher Brückenbauer als Verfechter neuer Ideen, immerhin hatte er aber eine klare Vorstellung von der Funktion der Literatur in der Öffentlichkeit und war stets bemüht, ästhetische Qualität der politischen und gesellschaftlichen Bedeutung vorzuziehen. Diese Tendenz sieht man auch am Programm seines Verlags und an den Präferenzen in seiner Tätigkeit als Rundfunkredakteur und Hörspielleiter. Das Buch von Joseph Strelka konzentriert sich aber hauptsächlich auf die Interpre-

tation der Literatur von Schönwiese, und das in ihrer ganzen, zum Teil wenig bekannten Breite. Der Literaturhistoriker betont vor allem die zeitlose Bedeutung seiner Gedichte, weiß aber auch seine Essays und Aphorismen zu schätzen, und er weiß auch, dass man den Dichter von seinen Funktionen als Herausgeber, PEN-Club-Präsident oder Kulturfunktionär nicht trennen darf. Schönwiese ist über Jahre seinen Überzeugungen treu geblieben, er hatte eine klare Vorstellung von der Aufgabe der Literatur, sie sollte die Wirklichkeit erklären und nicht verändern. Als er in der Nazizeit die Gefahr der ideologischen Instrumentalisierung der Literatur sah, ging er ins Exil, kam aber nach dem Kriege zurück, um das weiterzuführen, was der Nationalsozialismus unterbrochen hatte. Er blieb seinen Vorbildern treu, seine Ansichten hatte er vertieft, vor allem um Aspekte der fernöstlichen Philosophie, er hat sie aber im Kern nicht verändert, davon sprechen seine Bücher, die meist in anspruchsvollen deutschen Verlagen erschienen sind.

Man kann Strelkas Buch auch als eine Geschichte einer langen und für beide Seiten inspirierenden Freundschaft lesen, in diesem Falle muss man schon hinnehmen, dass der Literaturwissenschaftler manchmal emotional oder gar subjektiv urteilt, dass er gelegentlich Fakten in den Vordergrund rückt, die eine spontane Haltung der objektiven Bedeutung vorantreiben. Strelka schreibt über die Ansichten Schönwieses, als ob er über seine eigenen Gedankengänge referieren würde. Sicherlich sind die beiden geistesverwandt, wenn man aber die Texte Schönwieses genau liest und seine herausgeberischen Entscheidungen überlegt, so sieht man doch Unterschiede. Immerhin hat Schönwiese Autoren gedruckt und geschätzt, die Strelka in seiner Monographie

nicht einmal beim Namen nennt. Schließlich schreibt Strelka über seinen Schönwiese, über einen Freund, von dem er mehr weiß als andere Literaturwissenschaftler in Österreich. Und er kann schon in seiner Darstellung deutlich Recht von Unrecht unterscheiden. Ernst Schönwiese hat, ähnlich wie sein Freund Broch, trotz internationaler Unterstützung namhafter Literaturforscher den Nobelpreis nicht bekommen. Der amerikanische Literaturprofessor Joseph Strelka plädierte damals für ihn.

Literatur

STRELKA, JOSEPH P. (1960): *Rilke, Benn, Schönwiese und die Entwicklung der modernen Lyrik*. Wien / Hannover / Basel.

WEYRER, URSULA (1984): *Das Silberboot. Eine österreichische Literaturzeitschrift (1935-36, 1946-52)*. Innsbruck (=Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe 22).

Stefan H. Kaszyński, Poznań

BIALIK, WŁODZIMIERZ (2005): *Die gewöhnliche Trivialität. Zu Sekundärbotschaften und zur Ideologie der En-passant-Aussagen in Heinz Günter Kosaliks später Romanproduktion*. Frankfurt (M.)/Berlin/Bern u. a.: Peter Lang Verlag (=Posener Beiträge zur Germanistik 5). 290 S.

Der scheinbar kommentarlos verständliche Titel *Die gewöhnliche Trivialität* erschließt sich dem aufmerksamen Leser der Monographie des Posener Germanisten erst, nachdem er den ganzen Dschungel Kosalikscher Ideologeme und En-passant-Aussagen unter der Führung Bialiks durchwandert hat. Der Rezipient, der Bialiks gründliche wie anschauliche, reich mit Kosalik-Zitaten ausgestattete Argumentation verfolgt hat, sieht sich gezwungen, die Frage zu stellen, ob diese ‚gewöhnliche Trivialität‘ nicht genauso verheerende Folgen haben kann wie „der gewöhnliche Faschismus“ (so der Titel des Films von Michail Romm aus dem Jahre 1965) oder das banale Böse HANNAH ARENDTS (1963) aus ihrem Eichmann-Buch. Der diskrete Autor überlässt allerdings solcherart Assoziationen dem Leser. BIALIK (1987) hat sich schon einmal als ein hervorragender Kenner der Problematik von Trivialliteratur erwiesen, als er seine Habilitationsschrift über Johannes Mario Simmel veröffentlichte. Schon damals lautete seine These, dass es ein Aus-

druck einer gewissen Arroganz seitens der Gelehrten und Literaturkritiker sei, sich ausschließlich mit Büchern zu befassen, die ‚niemand‘ (bzw. kaum jemand) liest, ihren Forschungsgegenstand auf die Höhenkammliteratur zu begrenzen und die Massenerliteratur, die Millionen lesen, zu vernachlässigen, weil sie einer wissenschaftlichen Beschäftigung nicht würdig sei. Daher erklärt sich auch Bialiks Interesse an Kosalik, der immerhin 156 Romane verfasst hat. Diese haben eine Auflage von über 80 Millionen Exemplaren erreicht und sind in 43 Sprachen erschienen (S. 11).

Die Lektüre der präzise aufgebauten und formulierten, stilistisch brillanten Monographie bietet ein faszinierendes intellektuelles Erlebnis und führt den Nachweis, dass wissenschaftliche Prosa weder langweilig noch schwer verdaulich sein muss. Zu den größten Vorzügen der Arbeit Bialiks gehören seine Begabung zum logischen, sehr exakten Denken, ein polemisch-kritisches Temperament bei sorgfältig abwägendem Urteil, die reiche phi-

lologische Evidenz der Einzelanalysen mit geschickt kommentierten Zitaten aus der Primärliteratur, die Fähigkeit zu einer bündigen und völlig überzeugenden Synthese, die sachliche Originalität der Abhandlung sowie die präzise Anwendung von Methoden wie Ideologiekritik, Rezeptionsästhetik und Literatursoziologie, die bei der Beschäftigung mit Massenerliteratur berücksichtigt werden müssen. Dabei verschont der Posener Germanist seine Leser mit allem überflüssigen methodologischen Ballast, besonders mit solchen Termini, die den behandelten Gegenstand nur verdunkeln würden. Dies bewirkt, dass sein Buch sehr gut auch von interessierten Lesern außerhalb des engen Fachbereichs gelesen werden kann. Der einzige Mangel dieser Darstellung, die konsequent auf überflüssiges Bildungsgut verzichtet, liegt (für den Wissenschaftler) darin, dass Bialik zu jenem Ballast auch die Bibliographie zählt. Dieser Verzicht ist zum Teil dadurch gerechtfertigt, dass der einzige Forscher, der sich vor Bialik mit dem Werk Kosaliks auseinandersetzt, der Berliner MATTHIAS HARDER (1999), seiner Monographie eine vollständige Bibliographie bis 1996 beigefügt hat (Bialik weist ausdrücklich darauf hin). Allerdings hätte der Posener Kollege diese bis 2004 oder 2005 fortsetzen können. Jene Leser, die einzelne Angaben überprüfen oder ergänzende Informationen eruieren möchten, hätten davon profitieren können.

Bialiks Forschungsziel war es, die „Sekundärbotschaften“ des späten Kosalik aufzudecken (von der zweiten Hälfte der 80er Jahre bis zu Kosaliks Tod im Jahre 1999 und darüber hinaus), wozu eine Lektüre ‚gegen den Strich‘ notwendig war, die unterschwellige Stereotype und Vorurteile bloßlegen kann, die Kosalik angeblich selbst verworfen haben wollte. Die Aufgabe, die sich der polnische For-

scher gestellt hat, war folglich umso schwerer zu bewältigen und verlangte eine minutiöse und besonders gründliche Arbeit dicht am Text, da jene „Sekundärbotschaften“ auf der Oberfläche unsichtbar bleiben und, wie der Untertitel zu verstehen gibt, in En-passant-Aussagen, Nebensätzen, „Ausrutschern“ und „Reinfallen“ zum Ausdruck kommen, bei denen Bialik die kritische Nachfrage stellt, ob sie nicht doch mit Absicht begangen wurden und ob sie nicht ein Augenzwinkern mit dem alten, nationalistisch-konservativen Leser Kosaliks herstellen sollen. Kosalik erhob den Anspruch, er habe sich gewandelt und spätestens ab Mitte der 80er Jahre ohne ideologische Thesen, nur zur Unterhaltung des Lesers und von demokratischen Voraussetzungen ausgehend geschrieben – wohl um der ideologischen Diagnose seiner frühen Werke, die bis zur Bezeichnung ‚faschistoid‘ reichte, zu entgehen und neue, an alten Kriegsideologemen nicht mehr interessierte (auch ausländische) Leser zu erreichen. Bialiks Monographie schließt sich trotz des unterschiedlichen Ansatzes an die einzige frühere wissenschaftliche Arbeit über Kosaliks Schaffen an, und zwar an das Buch Harders, das die Darstellungen des Zweiten Weltkriegs bei Kosalik bis Ende der 70er Jahre untersucht und in seinem Schlusswort bereits auf spätere Romane wie *Das Bernsteinzimmer* (1988) oder *Der schwarze Mandarin* (1994) hinweist, die trotz aller Beteuerungen Kosaliks, mit diesem Thema abgeschlossen zu haben, auf die Erfahrung des Zweiten Weltkriegs als auf ein prägendes Erlebnis schließen lassen (HARDER 1999: 211). Harder untersucht also den frühen Kosalik, d. h. ausgewählte Kriegseromane aus der Zeit 1956-1980, Bialik dagegen wählt als Gegenstand seiner Untersuchungen den „späten Kosalik“, der die unmittel-

telbare Darstellung des Zweiten Weltkrieges gegen kompliziertere Strategien der Mitteilung seiner „Sekundärbotschaften“ gewechselt hat.

Bialiks Monographie ist sehr durchdacht und geschickt aufgebaut. Nachdem er seinen Verzicht auf die Darstellung des Forschungsstands überzeugend erklärt hat, widmet er ca. ein Drittel der Arbeit einer vielseitigen Einführung in den Gegenstand. Die allererste Einführung stellt eine knappe „(Vorbeugende) Vorbemerkung“ dar, in der der Autor seine These begründet, wonach die Trivialliteratur ein genauso wichtiger Forschungsgegenstand wie jeder andere sei. Weil diese Literatur aber eine andere Funktion erfülle (als „Dienstleistungsliteratur“ – S. 9), müsse man sie unter der Fragestellung untersuchen, ob und wie sie die Bedürfnisse ihrer Leser befriedige, also funktional, etwa literatursoziologisch, kommunikationswissenschaftlich und eben ideologiekritisch, aber nicht primär ästhetisch. Wegen der wenigen Unbestimmtheitsstellen und des fertigen Rezeptionsangebots gebe es hier wenig Freiraum und Deutungsmöglichkeiten für den Interpreten. Bialik erklärt, dass man Kosalik nicht zu entlarven brauche, er entlarve sich selbst, wenn man ihn nur ausführlich genug durch Zitate aus seinen Werken sprechen lasse. Diese Aussage muss man allerdings relativieren, denn wörtlich genommen würde sie die kompetente wissenschaftliche Analyse überflüssig machen. Dem einfühlsamen Interpreten und Kritiker Bialik stellt sich die Aufgabe, verborgene Ideologeme offenzulegen – jene für die unterschwellige Indoktrination des Lesers verantwortlichen, in der Struktur der dargestellten Welt unsichtbaren Elemente ans Tageslicht zu bringen. Die eigentliche Einführung enthält eine ausgezeichnete Charakteristik der Massen-, Trivial- und Unterhaltungsliteratur (die Begriffe sind

nicht völlig gleichbedeutend) und dann unter dem nüchtern treffenden Titel „Heinz Günter Kosalik. Ein Markenartikel“ eine überaus einleuchtend präsentierte Selbstdarstellung Kosaliks und der Werbungsprosa zugunsten des Autors auf dem westdeutschen Literaturmarkt. Es wird dargestellt, wie die Kritik dieses umfassende literatursoziologische Phänomen ignoriert. Wenn das Phänomen Kosalik gelegentlich zur Kenntnis genommen wird, dann ohne dass die Romane gelesen wurden (vide Reich-Ranicki). Bialik begeht diesen Fehler freilich nicht, im Laufe der Abhandlung lässt er erkennen, dass er die Mehrheit der 156 Romane „seines“ Autors gelesen hat, was seine detaillierte Sachkenntnis völlig bestätigt. Besondere Freude bereiten dem Leser sprachliche Glanzlichter Bialiks, wie z.B. „der Text der ersten Begegnung“ (über die Paratexte), oder Kosalik als „Markenartikel“, seine Romane als „Sandkasten für Erwachsene“ (S. 103 – es geht um das analytische Hauptkapitel der Arbeit) oder die Bezeichnung „Leser. Der Verlässliche“ (Kap. 2.3). Es handelt sich, wie der Autor erklärt, nicht um den „impliziten Leser“, sondern um den realen, um die Gemeinde der Getreuen, die jeden „Kosalik“ kaufen und verschlingen und nicht selten auch Briefe an ihn geschrieben haben, in kritikloser Bewunderung für den ‚Meister‘ Kosalik. Dieser Teil wird mit einem hervorragenden Unterkapitel über die Marketingmechanismen in der Rezeption nicht nur Kosaliks abgerundet, das darstellt, wie Vertrieb und Werbung den Büchermarkt in der Bundesrepublik Deutschland prägen, was ein für den Liebhaber anspruchsvollerer Literatur eher betrübliches Bild ergibt.

Der überzeugende mittlere Teil der Arbeit, der besagte „Sandkasten für Erwachsene“ (S. 103-244) umfasst Bialiks Analyse von

neun thematisch unterschiedlichen Romanen Kosaliks aus der Zeitspanne 1982-1999, was dem Leser gestattet, die These des Verfassers nachzuvollziehen, wonach Kosalik trotz der Erfindung neuer Handlungsmuster alte Schemata reproduziert, insbesondere aber seine ideologischen Einstellungen nicht ändert, deren Panorama in ihrer ganzen ‚Pracht‘ im Synthesekapitel erscheint. Dass zu Anfang jedes analytischen Kapitels eine relativ breite Zusammenfassung der Fabel des jeweiligen Textes geboten wird, ist durchaus sinnvoll, denn wahrscheinlich wird keiner der begeisterten Kosalik-Leser nach der Monographie des Posener Germanisten greifen und vice versa. Von den Vorzügen der philologisch präzisen Romananalysen, welche die Bloßstellung der ‚Primärbotschaften‘ dieser Texte ermöglichen, war bereits die Rede.

Die Monographie schließt der relativ ausführliche synthetische Teil ab (S. 245-290), in dem besonders das Kap. 4 zu erwähnen ist, „Kosaliks Richter und Henker. Der Dummrian-Leser und die quacksalbernde Literaturkritik“, eine hervorragende Synthese der Schlussfolgerungen, die sich aus der Detailanalyse der Einzeltexte ergeben. Bialik stellt mit Recht fest, dass Kosalik keineswegs eine innere Umkehr in der Art von „Saulus-zu-Paulus“ durchmacht, sondern nur eine oberflächliche Verschiebung unter dem Einfluss der Leser, bei denen Kriegsgeschichten nicht mehr gefragt sind, z.T. auch der Kritik, die er angeblich ignoriert, unter deren Nichtzurkenntnisnahme er im Grunde sehr leidet. Er leidet unter dem Komplex der Geringschätzung durch die Fachkreise, obwohl (und weil) er ja der meistgelesene deutsche Autor ist, und es schmerzen ihn die Einwände, dass er ein ewig Gestriger sei, der die rechtskonservative Ideologie immer wieder aufwärmt,

obwohl, wie der polnische Germanist ermittelt, gerade diese Kritik durchaus begründet war. So vollzieht Kosalik eine taktisch begründete Wende, indem er den nationalen postfaschistischen Stereotypen wie der Überzeugung von dem zivilisatorischen Überrang der Deutschen über andere Nationen dem Anschein nach abschwört. Bialiks akribische Untersuchungen, und zwar die akribischen Untersuchungen zu En-passant-Aussagen, angeblichen ‚Ausrutschern‘ usw., belegen, dass sich der populäre Unterhaltungsschriftsteller, was die Idee eines zivilisatorischen Vorrangs der deutschen Nation und folglich der Verachtung für die Slawen angeht, treu geblieben ist. Bialik weist hier auf die grundlegende Arbeit seines akademischen Mentors HUBERT ORŁOWSKI (1996) hin, indem er in einer kurzen Digression zeigt, wie das Ideologem „polnische Wirtschaft“ von Kosalik, oder wahrscheinlicher seinem Herausgeber, in ein attributloses „Wirtschaft!“ verwandelt wird, das der deutsche Leser wohl dem ihm vertrauten Ideologem der „polnischen Wirtschaft“ zuordnen wird. Ferner präsentiert Kosalik eine weitere Galerie von Vorurteilen, wie z.B. die (post)koloniale Sicht der anderen (asiatischen und afrikanischen) Völker als wilder Barbaren, das Misstrauen Ausländern in Deutschland gegenüber, in denen er potentielle Verbrecher erblickt, der konservativen Überzeugung, dass die Frau zu Hause zu sitzen, den Haushalt zu führen und ihrem Mann sowie ihren Kindern ein behagliches Zuhause zu ermöglichen habe. Schließlich begegnen wir einem unterschwelligen Lobpreis des autoritären Staates sowie der Überzeugung, dass der demokratische Staat schwach sei und seine Bürger, diese deutsche Über-Nation, nicht zu schützen vermöge, so dass ihnen entweder der Weg gewaltsamer Selbsthilfe oder aber die

Rezensionen

Flucht ins Private übrigbleibe. Auf diese Weise beweist Bialiks Arbeit, wie gefährlich es ist, getreue Massenleser mit solcher geistigen Nahrung zu versorgen. Sie verstärkt überkommene Vorurteile und erweckt bei den Lesern die Überzeugung, die Welt sei böse und unveränderbar. Man könne diesem Bösen nur dadurch begegnen, dass man entweder in die Privatsphäre fliehe oder aber, indem man auf Gewalt mit Gegengewalt reagiere. Daher sind Kosaliks positive Helden oft Polizisten oder ehemalige Polizisten, die Mittel der Gewaltanwendung beherrschen, oder es ist gar ein Arzt, der, anstatt das menschliche Leben zu retten, den Verbrecher mit Hilfe von Hypnose in den Selbstmord treibt. Der Verfasser stellt auf überzeugende Weise fest, dass es unmöglich ist zu entscheiden, ob diese Kosaliks Ideologie demaskierenden „En-passant-Aussagen“ unbewusste Ausrutscher sind, die ohne seinen Willen seine wahren Ansichten verraten, oder ob er sich auf diese Weise, sozusagen mit einem Augenzwinkern, mit Lesern verständigt, die ähnlich denken, auch wenn die politische Korrektheit es ihnen nicht (mehr) gestattet, dies auszusprechen.

Das Schlusskapitel enthält die wichtigsten Schlussfolgerungen aus den von Bialik durchgeführten Analysen. Danach folgen allerdings noch zwei weitere Endkapitel, das fünfte, das eine Art Ausblick bietet, indem es einen Kosalik-„Roman aus dem Jenseits“ präsentiert. Unter diesem spannenden Titel wird der Sonder-, aber offensichtlich nicht Einzelfall präsentiert, dass sich der alte und schwächer gewordene oder dann gar verstorbene Kosalik mit Hilfe eines Ghostwriters zu Wort meldet. Als Fallstudie wird dazu die Geschichte des Romans *Das wilde Land* gewählt (2001, also zwei Jahre nach des Meisters Tod erschienen), der Kosaliks

nicht mehr erfüllbaren Wunsch realisieren sollte, einen Bilderbogen aus der Geschichte Russlands aufzublättern, der bis in die Gegenwart reicht. Die Verlagslektorin und Schriftstellerin Susanne Scheible wirkte nun als „Zweitautorin“, obwohl ihr Unvermögen, sein Niveau zu behaupten, unübersehbar ist. Bialik spricht von einer absichtlichen Lesertäuschung, da ja der altbewährte Name Kosalik als erster Autor auf dem Einband und der Titelseite erscheint. Bialik zeigt in seiner Inhaltsangabe, der immer sorgfältig zusammengestellten Zitatensammlung sowie durch seine ironisch-bissigen Kommentare, dass die Nachfolgerin Kosaliks seine Stereotype und Vorurteile in der Sicht Russlands übernimmt, aber an das Niveau seiner zwar unwahrscheinlichen, doch für den Massenleser oft so spannenden Fabeln gar nicht heranreicht.

Die Monographie schließt eine lapidare Schlussbemerkung ab, die im Verbund mit der „Vorbemerkung“ einen formalen Rahmen schafft. Bialik fasst hier den Erfolg seiner am Anfang gestellten Aufgabe zusammen und stellt fest, ‚quod erat demonstrandum‘, dass der bei Kosalik unter dem Einfluss des veränderten Erwartungshorizonts seiner Leser und der literarischen Kritik erfolgte Mentalitätswandel lediglich einen ganz oberflächlichen Charakter hat, denn unterschwellig bleiben auch in seinen neueren, ja sogar in den letzten Werken die Ablagerungen von Stereotypen, Klischees und Vorurteilen erhalten. Sehr interessant ist auch seine Reflexion über die Sprache Kosaliks, die ein Konglomerat aus der Umgangssprache und dem Vokabular der Indoktrinierung darstellt, wobei letztere stets indirekt erfolgt. Der Autor wendet sich schließlich kurz der ästhetischen Seite der Kosalik-schen Produktion zu, die bereits in verschiedenen Partien der Monographie ge-

legentlich berührt wurde. Er beweist, dass, wie der angebliche Sinneswandel Kosaliks die gewaltige Ladung von Stereotypen in dessen Texten nicht vermindert, die ironischen Autothematizierungen des Kitsches, die Kosalik gelegentlich einführt, den kitschigen Charakter seines Werkes nicht konterkarieren. Eine Niederlage erleidet Kosalik laut Bialik auch bei seinen späten Versuchen, die Form des Sensationsromans mit dem Tatsachenbericht zu verbinden. Kosalik setze, so Bialik, nicht ohne Arroganz voraus, dass seine Leser, die sich z.B. über den Umweltschutz informieren wollen, eher nach seinen Romanen als nach einer Fachzeitschrift greifen werden. Schließlich resümiert Bialik, dass jene innere ‚Wende‘ Kosaliks Maskerade bleibt, denn in Wahrheit sei er seinen Ideen eines Sängers der Gewalt, des autoritären Staates, des Rassismus und der Überzeugung von der kulturellen Überlegenheit der Deutschen treu geblieben.

Zum Schluss scheint sich der Autor mit einer gewissen Verlegenheit, die Zeugnis von seiner streng wissenschaftlichen Attitüde gibt, zu rechtfertigen, dass er nicht im Stande war, seine Prinzipien der sachlichen, ironielosen, objektiven Darstellung der Romane Kosaliks durchzuhalten, da der Gegenstand der Arbeit einen anderen Zugang erzwang. Es sei zu seiner Entlastung festgehalten, dass die Häufung solcher bissig-ironischen Passagen erst im Endteil der Arbeit erfolgt, in dem der Autor nach einer Reihe von zu traurigen Schlussfolgerungen führender Analysen zu solchen boshaft formulierten Schlüssen bereits berechtigt ist. Übrigens bereiten dem Leser, sofern er kein getreuer Kosalik-Fan ist, gerade solche Passagen einen besonderen Spaß. Denn Bialik beherrscht die deutsche Sprache meisterhaft. Darüber hinaus verfügt er über ein großes

schöpferisches Sprachvermögen, das sich in boshaften Exkursen, aber auch in den Zwischentiteln der Arbeit sowie in einzelnen Wendungen zeigt, wie in den eben erwähnten „Texte(n) der ersten Begegnung“ (der polnische Leser weiß, dass auf den „Arzt der ersten Begegnung“ angespielt wird, wie der Hausarzt in Polen offiziell genannt wird). Seine sprachliche Kreativität bedeutet einen zusätzlichen Bonus für den Leser, der dieses Buch zwar wohl nicht so zügig wie einen spannenden Roman lesen wird, aber mit ähnlichem Interesse wie ein gelungenes Werk der Unterhaltungsliteratur.

Ich habe hier vielleicht zu viel vom Inhalt der Monographie verraten, doch gerade im Detail, besonders in sprachlichen Erfindungen, findet man einen Reichtum an Facetten, die bewirken, dass man die Lektüre als wohltuend erfrischend empfindet. Dem Autor gebührt unser Dank, weil er, obwohl er es mit einem trivialen (!), oberflächlichen und somit eher uninteressanten Gegenstand zu tun hat, dennoch zu zeigen vermag, wie viele Probleme ‚a rebours‘ durch solche Texte vermittelt werden können und was für einen gefährlichen Zündstoff die „gewöhnliche Trivialliteratur“ enthält, wenn sie spannend ist und doch den ideologischen Erwartungshorizont des Lesers bestätigt. Daher erklärt sich der Titel des Buches, *Die gewöhnliche Trivialität*, denn das Harmlose des Unterhaltungsromans ist nicht immer so harmlos, wie es scheint.

Literatur

ARENDR, HANNAH (1963): *Eichmann in Jerusalem. An Report on the Banality of Evil*. New York.

BIALIK, WŁODZIMIERZ (1987): *Johannes Mario Simmel oder Der unvermeidliche Erfolg*. Poznań.

Rezensionen

HARDER, MATTHIAS (1999): *Erfahrung Krieg. Zur Darstellung des Zweiten Weltkrieges in den Romanen von Heinz G. Konsalik*. Würzburg.

ORŁOWSKI, HUBERT (1996): „*Polnische Wirtschaft*“. *Zum deutschen Polendiskurs der Neuzeit*. Wiesbaden.

Maria Kłańska, Kraków

RUCHNIEWICZ, KRZYSZTOF / ZYBURA, MAREK (eds.) (2006): *Niemieckojęzyczni laureaci Literackiej Nagrody Nobla*. Wrocław: Oficyna Wydawnicza ATUT – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe. 285 S.

RUCHNIEWICZ, KRZYSZTOF / ZYBURA, MAREK (eds.) (2007): *Die höchste Ehrung, die einem Schriftsteller zuteil werden kann. Deutschsprachige Nobelpreisträger für Literatur*. Dresden: Neisse Verlag. 354 S.

Wenn ein Schriftsteller einen Nobelpreis erhält, wird er (bzw. sie) zu einem Bezugspunkt nationaler und kultureller Identitätsstärkung – der Popularitätsgrad des Betroffenen bzw. der Betroffenen steigt, der Name wird auch in Kreisen bekannt, die sich sonst kaum für Literatur interessieren, der gekürte Literat reht sich in die nationale Heldengalerie neben legendären Politikern und Spitzensportlern ein. Dies führt einerseits zu einer Popularisierung eines Literaten, die man vorerst einmal durchaus wertfrei betrachten kann, andererseits auch zu einer verstärkten Auseinandersetzung mit dessen Œuvre vonseiten der Intellektuellen, nicht nur der Literaturwissenschaftler. Damit sind Literaturnobelpreisträger nicht mehr nur Gegenstände gelehrter literaturwissenschaftlicher Symposien, sondern auch Objekte öffentlichen Interesses. Aus dieser Tatsache ergibt sich nun eine Aufgabe für die Literaturwissenschaftler, schließlich sind sie es, die am besten die kulturellen, biographischen und literarisch-ästhetischen Kontexte der Entstehung nobelpreisgekürter Literatur kennen – diese Kontexte gilt es einem breiteren, literaturinteressierten Publikum auf allgemeinverständliche Art und Weise zu erschließen. Dabei gilt es stets die Balance zu halten zwischen wissenschaftlicher Adäquatheit, die sich am jeweils aktuellen

Forschungsstand orientiert, und allgemeiner Verständlichkeit – ein Anspruch, dem zwei Veröffentlichungen des „Willy Brandt Zentrums für Deutschland- und Europastudien der Universität Wrocław“ gerecht zu werden versuchen: Das 2006 vom Direktor des oben genannten Zentrums, dem Historiker Krzysztof Ruchniewicz und dem Literatur- und Kulturwissenschaftler Marek Zybura in Wrocław herausgegebene polnischsprachige Buch *Niemieckojęzyczni Laureaci Literackiej Nagrody Nobla*¹ und das 2007 in Dresden erschienene deutschsprachige Buch *Die höchste Ehrung, die einem Schriftsteller zuteil werden kann. Deutschsprachige Nobelpreisträger für Literatur*² mit denselben Herausgebern. Die Autoren der deutschsprachigen Publikation sind teilweise nicht mehr dieselben wie die der polnischsprachigen Publikation. In die deutschsprachige Publikation sind neben den Beiträgen polnischer Germanisten auch die von Experten aus deutschsprachigen Ländern einbezogen, was aus der Unterschiedlichkeit des Zielpublikums erklärt werden mag. Insgesamt aber stellen die beiden Publikationen, obgleich als Bücher getrennt, eine bilinguale und bikulturelle Einheit dar – sie führen die Doppelleistung der polnischen Germanistik vor Augen: Einerseits gilt es, einem interessierten polnischsprachigen

Publikum deutsche Kultur und Literatur näherzubringen, zu erklären und zu ‚übersetzen‘ (im Sinne herkömmlicher Übersetzungsarbeit ebenso wie in kultursemiotischer Hinsicht), andererseits bemüht sich die polnische Germanistik auch darum, im Dialog mit der deutschsprachigen bzw. internationalen Germanistik zu bleiben. Dabei fungiert das Deutsche auf einem meist virtuosen Niveau wie selbstverständlich als Lingua franca und Publikationssprache – dass dies bei weitem keine Selbstverständlichkeit ist, erweist ein Vergleich mit der deutschsprachigen Slawistik. Diese Bilingualität ermöglicht es der polnischen Germanistik, auf eine Aufweichung national verengter Kulturkonzepte und eine Dialogisierung kultureller, literarischer und ästhetischer Perspektiven hinzuwirken. Bücher wie die hier zu besprechenden können sicher dazu beitragen.

Die beiden Publikationen sind dem Leben und Werk der zwölf deutschsprachigen Literaturnobelpreisträger in chronologischer Reihenfolge nach dem Verleihungsjahr gewidmet: Theodor Mommsen (1817-1903), Rudolf Eucken (1846-1926), Paul Heyse (1830-1914), Gerhardt Hauptmann (1862-1946), Carl Spitteler (1845-1924), Thomas Mann (1875-1955), Hermann Hesse (1877-1962), Nelly Sachs (1891-1970), Heinrich Böll (1917-1985), Elias Canetti (1905-1994), Günter Grass (geb. 1927), Elfriede Jelinek (geb. 1946). Neben bekannten Starautoren wie Günter Grass und Thomas Mann stehen Namen, die heute schon weitgehend in Vergessenheit geraten sind – so findet etwa der 1919 für sein Epos *Olympischer Frühling* mit dem Nobelpreis ausgezeichnete Schweizer Epiker Carl Spitteler in der zweiten Auflage eines Autorenlexikons aus dem Jahre 1997, das deutschsprachige Dichter und Schriftsteller vom Mittelalter bis zur

Gegenwart enthält, keine Erwähnung (s. LUTZ 1997). Dies zeigt, dass auch der Literaturnobelpreis keine Garantie für eine dauerhafte literarhistorische Würdigung und anhaltende Leserrezption ist. „Wer liest heute noch Paul Heyse?“ (Nd, S. 63), fragt URSZULA BONTER in ihrem deutschsprachigen Beitrag zu diesem Literaturnobelpreisträger (Nd, S. 61-88).³ Über das philosophische Schaffen des „aufgrund des ernstesten Suchens nach Wahrheit, der durchdringenden Gedankenkraft und des Weitblicks [...]“ (Nd, S. 330) 1908 mit dem Nobelpreis gekürten Philosophen Rudolf Eucken schreibt MAGDALENA LASOWY (Np, S. 37-48): „Dziś jego filozofia i on są całkowicie zapomniani.“ (Np, S. 37) Dieses Phänomen wird verständlich, wenn man bedenkt, dass sich die Verleihung eines Literaturnobelpreises nicht sub specie aeternitatis, in einem historischen und politischen Vakuum vollzieht – sie ist vielmehr ein Prozess, in dem sich ein aktueller Rezeptionsstand, zeitgeschichtliche, kulturelle, nationale und politische Faktoren widerspiegeln. Gerade deshalb ist auch die chronologische Reihenfolge der Darstellungen der einzelnen Nobelpreisträger sinnvoll: Die einzelnen Beiträge beider Bücher zeigen denn auch die Verflochtenheit – und mitunter Befangenheit – der Biographie des jeweiligen Literaturnobelpreisträgers in den zeitgeschichtlichen Kontext, in die aktuellen diskursivpolitischen und kulturellen Paradigmata auf: So wenden sich ALEXANDER DEMANDT (Nd, S. 19-36) und IZABELA SURYNT (Np, S. 15-33) in ihren Beiträgen Theodor Mommsens politischen Verwicklungen, seiner (teilweise vor Gericht ausgetragenen) Auseinandersetzung mit Bismarck ebenso wie seiner Polemik gegen den Antisemitismus des Historikers Heinrich von Treitschke zu. Die beiden Beiträge zeigen, dass Mommsens Schaffen in

Rezensionen

einer Spannung zwischen „Historie und Politik“ (Demandt, Nd, S. 17) steht, Surynt würdigt Mommsen als „badacz, polityk, menedżer nauki“ (Np, S. 13). FRITZ SCHAUB (Nd, S. 123-143) weist in seinem Beitrag auf die Auswirkung der 1914 von Carl Spitteler in Zürich gehaltenen Rede *Unser Schweizer Standpunkt* hin, in welcher sich dieser gegen die Parteinahme vieler Deutschschweizer für das Deutsche Reich und für eine Neutralität der Schweiz ausgesprochen hatte (Nd, S. 128). Die Rede sei auch dafür verantwortlich gewesen, führt ROBERT RDUCH (Np, S. 113-126) in seinem Beitrag aus, dass Spitteler, obwohl man ihn bereits 1915 und 1917 für den Nobelpreis in Erwägung gezogen habe, diesen erst 1919 erhalten habe (Np, S. 115). Die Rede habe sich, so Schaub, auf die Rezeption Spittelers in Deutschland negativ ausgewirkt (Nd, S. 141f.). Indem die Beiträge Zusammenhänge solcher Art aufzeigen, exemplifizieren sie, was die Herausgeber in ihren (teilweise unterschiedliche Aspekte akzentuierenden) einführenden Vorworten über die Geschichte und die Bedeutung des Literaturnobelpreises ausführen: „Politik und die political correctness lasten auf dem Nobelpreis für Literatur seit Anbeginn seiner Vergabe.“ (Nd, S. 14) Dies jedoch macht den Nobelpreis zu einem Gegenstand von kontroverser, oft sogar feindseliger Auseinandersetzung, wie dies ARTUR PEŁKA in seinen beiden Beiträgen (Np, S. 241-260; Nd, S. 303-326) über die 2004 mit dem Nobelpreis geehrte Elfriede Jelinek mit großer Detailkenntnis zeigt. Jelineks Werk ist ohne die Kontexte der österreichischen Innenpolitik (Aufstieg der Rechtspopulisten rund um Jörg Haider), der österreichischen Vergangenheitsbewältigung bzw. -verdrängung (Waldheim-Affäre), der katholischen Moral, die zu schweren sexuellen Traumata führen

kann (Groer-Affäre) etc. nicht verstehbar. Im Großen und Ganzen ist für die Beiträge der beiden Publikationen ein differenzierender Zugang zu den Verwicklungen der einzelnen Nobelpreisträger in die politischen und ideologischen Tiefen des 20. Jahrhunderts charakteristisch – dies gilt sowohl für die beiden Beiträge zu Gerhart Hauptmann von ANTJE JOHANNING (Nd, S. 89-121) und WOJCIECH KUNICKI (Np, S. 81-109), in denen Hauptmanns ambivalente Einstellung zum Nationalsozialismus kritisch beleuchtet wird. In IZABELA SURYNTS (Nd, S. 273-301) und JERZY ŁUKOSZ' (Np, S. 215-238) Beiträgen wird auch die Rezeption der Werke von Günter Grass in Polen behandelt – Surynts Beitrag, in dem ein Jahr später erschienenen deutschsprachigen Buch publiziert, kann die Reaktionen auf die Autobiographie von Günter Grass *Beim Häuten der Zwiebel* bereits miteinbeziehen, die ihrer Ansicht nach in Polen als innenpolitisch motivierte Instrumentalisierung von Literatur und Person des Schriftstellers zu charakterisieren ist mit dem Ziel, „durch die Heraufbeschwörung einer wenig deutschfreundlichen Stimmung die politisch zerstrittenen Polen von den brennenden innenpolitischen Problemen abzulenken“ (Nd, S. 300). Ein besonders interessanter Aspekt der beiden Publikationen, besonders aber der polnischsprachigen, besteht darin, dass in vielen Beiträgen versucht wird, den Bezug eines Autors zu Polen und zur polnischen Kultur herzustellen: So erfährt man aus STEFAN H. KASZYŃSKIS Beitrag (Np, S. 193-211) über Canetti, dass dieser geneigt gewesen wäre, an einem seinem Schaffen gewidmeten internationalen Symposium, das im Jahre 1983 in Poznań stattfand, teilzunehmen (Np, S. 210f.). Canetti habe sich für die Solidarność als Form einer ihm bis dahin unbekanntenen friedlichen Massenbewegung interessiert. Indem

die Beiträge zumal der polnischsprachigen Publikation solche Bezüge herstellen, versuchen sie, dem von den Herausgebern in der Einführung formulierten Anliegen gerecht zu werden: „Noblowskie związki literatur polskiej i niemieckiej to także kwestia recepcji twórczości niemieckojęzycznych noblistów literackich w naszym kraju.“ (Np, S. 12) Dass es den Herausgebern dabei um mehr als eine bloß wissenschaftliche bzw. ästhetische Rezeption durch eine intellektuelle Elite geht, bringen sie zum Ausdruck, wenn sie den Appell HUBERT ORŁOWSKIS zitieren, „że sąsiedztwo niemiecko-polskie zobowiązuje. Także do znajomości literatury i jej twórców u tego sąsiada.“ (Np, S. 12) Damit machen die Herausgeber der polnischsprachigen Publikation deutlich, dass es ihnen um die Forcierung des deutsch-polnischen Dialogs geht, um ein Aufbrechen national-solipsistischer Horizontbeschränkung im Sinne eines gegenseitigen Kennenlernens. Nun kann man aber durchaus die These wagen, dass ein durchschnittlich gebildeter deutscher Leser weniger mit der polnischen Literatur vertraut ist als ein durchschnittlich gebildeter polnischer Leser mit der deutschen Literatur – wie dem auch sei, die Literaturnobelpreisträger spielen dabei eine große Rolle: Die Namen Sienkiewicz und Miłosz, Reymont und Szymborska sind zumindest vielen deutschsprachigen Lesern schon einmal untergekommen. Die Verleihung des Literaturnobelpreises an einen Autor hebt diesen aus dem nationalliterarischen und nationalkulturellen Rahmen in einen internationalen und interkulturellen Zusammenhang. Bereits Alfred Nobel, dessen Testament die Herausgeber sowohl der polnisch- als auch der deutschsprachigen Publikation in einem Auszug voranstellen, legte dem Literaturnobelpreis eine solche dialogische, internationale und

interkulturelle Intention zugrunde, als er darauf bestand, dass den Preis nur der Würdigste, ob er nun Skandinavier sei oder nicht, erhalte. Dies trug ihm von einigen seiner Landsleute den Vorwurf ein, ein „Verräter am Vaterland“ zu sein (Nd, 13). Nun mag man es als Paradoxon des Literaturnobelpreises betrachten, dass der mit ihm Gekürte aus dem internationalen und interkulturellen Zusammenhang wieder zurückkehrt in die nationale Helldengalerie. Wesentlicher aber für den hier angesprochenen deutsch-polnischen Dialog ist, dass die jeweiligen Nobelpreisträger, Thomas Mann und Günter Grass auf der einen Seite, Henryk Sienkiewicz und Czesław Miłosz auf der anderen Seite, Ausgangspunkte eines Interesses werden können, das sich schließlich auf die Kultur und Geschichte des jeweiligen Nachbarn insgesamt erstreckt – damit sind die beiden Publikationen auch eine Aufmunterung an die deutsche Slawistik, an die Polonistik im Besonderen, ähnliche bilingual und bikulturell ausgerichtete Projekte in Angriff zu nehmen. Die Leistungen der polnischen Germanistik auf diesem Gebiet sind in den beiden Publikationen auch bibliographisch belegt: In den Kurzbiographien am Ende der polnischen Beiträge werden neben der internationalen Fachliteratur die polnisch- und deutschsprachigen Publikationen polnischer Germanisten angeführt, so gibt ROMAN DZIERGWAS Beitrag (Np, S. 129-143) über Thomas Mann auch einen Einblick in die polnische Thomas-Mann-Forschung. Last but not least sei auch noch die ansprechende graphische Gestaltung der beiden Publikationen erwähnt: Jedem Beitrag sowohl der deutschsprachigen als auch der polnischsprachigen Publikation ist eine Porträtzeichnung des jeweiligen Nobelpreisträgers vorangestellt. Zusammenfassend sei festgehalten, dass die beiden Pu-

blikationen, die Beiträge polnisch- und deutschsprachiger Literaturexperten vereinen, ein sehr gelungenes Projekt darstellen: Den einzelnen Beiträgen gelingt es meinem Dafürhalten in der Regel doch, dem Leser auf das Werk des dargestellten Nobelpreisträgers Lust zu machen. Von diesem Impetus scheinen beide Publikationen im Letzten getragen zu sein. Wenn dabei das Gebot wissenschaftlicher Fundiertheit nicht aufgegeben wird, so zeigt dies, dass die Ausrichtung auf ein größeres Publikum und ein gewisses Maß an Wissenschaftlichkeit keine einander ausschließenden Widersprüche sind. Die Publikumsausrichtung bewirkt eine mitunter recht angenehme Entlastung von wissenschaftlichen Spezialfragen. Die beiden Publikationen können durchaus auch als Einführungs- und Überblickswerke für universitäre literaturwissenschaftliche Vorlesungen und Seminare empfohlen werden.

Anmerkungen

¹ Um die polnischsprachige und die deutschsprachige Publikation auseinanderzuhalten, verwende ich folgende Kurzzitation: Np (=Nobelpreisträger polnisch).

² Im Folgenden Nd (=Nobelpreisträger deutsch) genannt.

³ In ihrem polnischsprachigen Beitrag (Np, S. 51-77) formuliert es dieselbe Autorin so: „Któż dzisiaj jeszcze wie, kim był Paul Heyse? Któremu germaniście, bo z pewnością nie ‚normalnemu‘ czytelnikowi, znane są jego oryginalne utwory, a nie tylko opracowania?“ (Np, S. 51)

Literatur

LUTZ, BERND (ed.) (2007): *Metzler Autoren Lexikon. Deutschsprachige Dichter und Schriftsteller vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Ungekürzte Sonderausgabe. Stuttgart/Weimar.

Alexander Höllwerth, Poznań

GANSEL, CHRISTINA / JÜRGENS, FRANK (2007): *Textlinguistik und Textgrammatik. Eine Einführung*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht / Westdeutscher Verlag Teutsch (=Studienbücher zur Linguistik 6). 270 S.

Zahlreiche Einführungen in diese sehr interessante Disziplin zeigen den immensen Bedarf an solchen Lehrwerken, die die bisherigen, manchmal theoretisch und empirisch orientierten vielfältigen Forschungen zu strukturieren und zu didaktisieren versuchen. Einen Versuch, textlinguistische Terminologie, Textklassifikation und Texttypologisierung zu reflektieren, stellt das hier zu rezensierende Studienbuch dar. Das Buch ist in sechs inhaltliche Kapitel gegliedert. Das siebte Kapitel umfasst Wiederholungsfragen, anschließend folgen Hinweise zu Transkriptionskonventionen, Literatur, Glossar und Sachwortregister.

Im ersten Kapitel werden die Komplexität und Medialität von Texten sowie ihre

semiotischen Dimensionen thematisiert. Dabei wird zwischen Text, Dialog/Gespräch und Diskurs unterschieden und auf die Textualitätsmerkmale von de Beaugrande/Dressler eingegangen, um im zweiten Kapitel die Entwicklung des Textbegriffs (strukturell-grammatisches, semantisches, kommunikativ-pragmatisches, integratives Textmodell) zu erläutern. Gegenstand des dritten Kapitels ist die Problematik der Textsorten und Textsortenbeschreibung, die der ergänzten Auflage neu hinzugefügt wurde. Ausgegangen wird davon, dass „Textsorten [...] eine zentrale Kategorie der Textlinguistik“ sind, und zugleich wird festgestellt, dass sich die Textlinguistik bisher mit den Versuchen, die Textsorten zu

klassifizieren und zu typologisieren, schwer getan hat. Die Autoren weisen auf die vorwissenschaftliche Bedeutung des Begriffs ‚Textsorte‘ hin sowie auf die Notwendigkeit, textexterne und textinterne Merkmale bei der Textsortenbeschreibung einzubeziehen. Beachtenswert ist der Versuch, das deduktive und induktive Ermittlungsverfahren von Textsorten für Forschungszwecke zu integrieren, besonders wenn es sich um eine diachrone Perspektive handelt. Im weiteren Unterkapitel wird auf die terminologischen Probleme in der Textlinguistik eingegangen und eine systemtheoretische Perspektive vorgeschlagen. Gemeint ist vor allem die Trennung von Textklassifikation und Typologisierung als zwei unterschiedlichen Ordnungsprinzipien. Somit wird auf der Ebene der Typologisierung der Begriff ‚Texttyp‘ als auf linguistischen Kriterien beruhende Kategorisierung von Texten definiert, die quer zu Textsorten in verschiedenen Kommunikationsbereichen verwendet wird. Der Begriff ‚Textsorte‘ als Resultat kommunikativer und sozialer Handlungen, die in einem bestimmten Kommunikationsbereich (als sozialem System) erfolgen, wird in einer hierarchischen Textklassifikation verankert. So gelingt es den Autoren, die beiden Begriffe und die Ordnungsprinzipien systematisch in einen Zusammenhang zu bringen. Ferner wird zu Recht dem Phänomen der Textsorte viel Raum gewidmet, also ihren Beschreibungsebenen, ihrer Multidimensionalität und Medialität, um sich anschließend mit dem Begriff ‚Textmuster‘ als Instanz der Reflexivität von Kommunikation auseinanderzusetzen. Von großer Relevanz ist die Diskussion über die Differenzierung von Textsorte und Textmuster, die z. B. HEINEMANN / HEINEMANN (2002) und FIX (1991) aufeinander beziehen. Gansel/Jürgens trennen die beiden

Termini voneinander, denn – was sie auch an drei Beispielen verdeutlichen – mehrere Textmuster können einer Textsorte zugeordnet werden; Textmuster sind zwar konventionalisiert, aber auch immer prozedural für Veränderungen offen. Diese Entkoppelung der beiden Begriffe scheint mir im Hinblick auf die Erforschung der diachronen Aspekte von Textsorten sehr überzeugend zu sein, denn so wird der Wandel einer Textsorte sichtbar. Abgerundet wird das dritte Kapitel mit dem Thema der Intertextualität. Im vierten Kapitel wird die Textgrammatik als pragmatische Grammatik vorgeführt. Ausgegangen wird davon, dass die moderne Textgrammatik „[...] die in Texten verwendeten sprachlichen Strukturen mit Blick auf die kommunikativen Gegebenheiten der Äußerung beschreiben“ muss (S. 113), und Texte werden als Organisationsformen von komplexem Wissen aufgefasst, denn sie sind „semiotische Manifestationen der Interaktion von Wissensarten und der über ihnen wirksam werdenden kognitiven Prozesse“ (S. 113). Deswegen gehen die Autoren auf die Wissensarten und kulturelle Sprachkompetenz ein, um die Grundlagen der kommunikativ-kognitiven Textauffassung zu erarbeiten. Das fünfte Kapitel konzentriert sich auf die kognitiven Grundlagen der Textproduktion und der Textreproduktion, indem Schreibkompetenz, Phasen sowie Strategien der Textproduktion und komplexe Vertextungsmuster wie narrative, deskriptive, explikative sowie argumentative an anschaulichen Beispielen vorgeführt werden. Zu Recht weisen die Autoren darauf hin, dass Textproduktion und Textrezeption in starkem Maße durch pragmatische Faktoren determiniert sind und dass „Pragmatisches die Anforderungen an die Syntax entlastet“ (S. 174), so dass grammatisch nicht wohlgeformte

Sätze in einer konkreten Situation verstanden werden können. Das sechste Kapitel hat zum Ziel „[...] eine textgrammatische Beschreibung, die es ermöglicht, eine realistische Grammatik des Deutschen in geschriebenen und gesprochenen realisierten Textsorten vorzulegen, eine Grammatik, die den realen Sprecher/Hörer und Schreiber/Leser in den Mittelpunkt stellt und die Regelmäßigkeiten des Sprachgebrauchs in Texten/Textsorten herausarbeitet“ (S. 175). Dem wird der integrative Text- und Textsortenbegriff zugrunde gelegt. Bevor die Autoren das textgrammatische Beschreibungsinstrumentarium (z.B. Ellipse, Nominalkonstruktionen, Verbalstrukturen usw.) und textgrammatische Besonderheiten (z.B. Verbspitzenstellung, Verbletzstellung, Anapher und Kapher usw.) vorstellen, diskutieren sie zunächst die Differenzierung zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit. Im zweiten Teil des Abschnittes zeigen Gansel/Jürgens auf sehr anschauliche und überzeugende Art und Weise „[...] die Zusammenhänge zwischen den kommunikativ-pragmatischen Faktoren auf der einen Seite und den prototypischen Formulierungsmustern im Bereich der Grammatik auf der anderen Seite an einer kleinen Textsortenauswahl“ (S. 218). Im siebten Kapitel befinden sich Wiederholungsfragen, die das Wissen aus den jeweiligen Kapiteln abfragen. Dem folgen die Erklärung zu Transkriptionskonventionen und die sehr fundiert aufgearbeitete Literatur. Der Mehrwert dieses Buches besteht vor allem in dem sehr fundiert und innovativ aufgearbeiteten Kapitel 4, in dem die

grundlegenden Kategorien der Textlinguistik wie Text, Textsorte, Texttyp und Textmuster sehr anschaulich diskutiert werden. Auch der textgrammatische Ansatz ist sehr interessant, da er vor dem Hintergrund kognitiver und pragmatischer Erkenntnisse entwickelt wird. Betont werden muss noch die Tatsache, dass dieses sehr gelungene Studien- und Arbeitsbuch sehr gut für die Auslandsgermanistik geeignet ist, weil die Diskussion über Textsorten und Textmuster viele Anregungen zur kontrastiven Textlinguistik liefert. Dieses Buch ist jedem Studierenden, der sich mit Fragen der Textlinguistik beschäftigt, zu empfehlen, weil die aktuellen Fragestellungen sowie die gängigen Ansätze der Textlinguistik auf eine zugängliche Art und Weise vorgeführt werden, d.h. weder die Tiefe noch die Breite, noch die Anschaulichkeit wird vernachlässigt. Und auch wenn die hier vorgeschlagene systemtheoretische Entkoppelung der Kategorie des Textmusters von der Textsorte zunächst Verwunderung auslösen kann, so ist der praktische Nutzen dieser Vorgehensweise von großer Bedeutung.

Literatur

FIX, ULLA (1991): *Unikalität von Texten und Relativität von Stilmustern*. In: *Beiträge zur Erforschung der deutschen Sprache* 7:51-60.

HEINEMANN, MARGOT / HEINEMANN, WOLFGANG (2002): *Grundlagen der Textlinguistik. Interaktion – Text – Diskurs*. Tübingen.

Waldemar Czachur, Warszawa

GLÜCK, HELMUT / SCHRÖDER, KONRAD (eds.) (2007): *Deutschlernen in den polnischen Ländern vom 15. Jahrhundert bis 1918. Eine teilkommentierte Bibliographie*. Bearbeitet von Yvonne Pörzgen und Marcelina Tkocz. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag. 319 S.

Im Sommer 2000 wurde die Arbeitsstelle zur Geschichte des Deutschen als Fremdsprache (AGDaF) an der Universität Bamberg eingerichtet mit dem Ziel, den Erwerb des Deutschen als Fremdsprache vom Mittelalter bis in die Neuzeit in Europa zu untersuchen und zu dokumentieren. Die Forschungsquellen der AGDaF bilden „Berichte über die Verbreitung, d.h. den Erwerb von DaF infolge von Kolonisations- und Migrationsprozessen, die Entstehung und Entwicklung von Zweisprachigkeit mit Deutsch als Kontaktsprache, das Deutschlernen als Erfordernis für Reisende, Kaufleute, Handwerks- und Kaufmannsgesellen, Pilger, Diplomaten, Soldaten, Intellektuelle, ‚fahrendes Volk‘ und für Einwanderer sowie explizite Hinweise für das Erlernen des Deutschen, nämlich Glossare, Sprachbücher, Lerngrammatiken und (vor-)wissenschaftliche Grammatiken vom Späthumanismus bis zum 20. Jahrhundert.“ (AGDaF-*Info-broschüre* 2007:2) Als eines der ersten umfassenden Resultate der von der AGDaF getragenen Forschungsprojekte erschien im Jahre 2002 eine teilkommentierte Bibliographie unter dem Titel *Deutschlernen in den böhmischen Ländern vom 15. Jahrhundert bis 1918*. Die Bibliographie zum Deutschlernen in den polnischen Ländern vom 15. Jhd. bis 1918 setzt diese Buchreihe fort und entstand in der Zusammenarbeit der AGDaF mit dem Forschungsschwerpunkt „Geschichte des Fremdsprachenunterrichts und der Fremdsprachenlehrer“ an der Universität Augsburg.

In der Einleitung blicken Glück / Pörzgen auf die 900 Jahre der deutsch-polnischen

Geschichte unter besonderer Berücksichtigung der sprachlichen Kontakte beider Nachbarländer zurück, deren Ergebnis nicht nur die zahlreichen aus dem Deutschen ins Polnische entlehnten Wörter sind. Die deutsch-polnischen Begegnungen (auf der sprachlichen Ebene) fanden gleichfalls in der Produktion von Schulbüchern ihren Niederschlag, die den Menschen aus beiden Sprachgemeinschaften zum Erlernen des Deutschen oder des Polnischen dienten. Über die Zeit gerettet hat sich eine beträchtliche Anzahl von solchen Büchern; es sind immerhin 443 Titel, die in der Bibliographie verzeichnet worden sind.¹

In den ersten Jahrhunderten der polnischen Staatlichkeit fanden die Begegnungen in den deutsch-polnischen Adelsehen ihren Ausdruck, relativ früh begann auch der Fernhandel als Motiv zum Erwerb der Nachbarsprache eine Rolle zu spielen („Für Handelsreisende war es damals wie heute von Vorteil, sich in der Landessprache verständigen zu können“, S. X). Den Kaufleuten sollten handschriftlich angefertigte zwei- oder mehrsprachige Wörterlisten das Fremdsprachenlernen erleichtern, die jedoch für das Sprachenpaar Deutsch-Polnisch, anders als für Deutsch-Tschechisch, nicht überliefert sind, aber die wahrscheinlich eine Grundlage für die ab dem 16. Jhd. gedruckten Sprachbücher und Vokabulare bildeten. Mit dem im Laufe des 13. und 14. Jhd.s zunehmenden Strom der deutschen Einwanderer in das polnischsprachige Gebiet kamen zivilisatorische Errungenschaften ins Land, dank deren der noch nicht ganz erstarkte polnische Staat einen Anschluss an das westli-

che Europa fand. Die wachsende Rolle der deutschen Einwanderer (z. B. in städtischen Institutionen wie dem Stadtrat und dem Schöffengericht) trug dazu bei, dass auch die mittelhoch- und mittelniederdeutsche Sprache an Bedeutung gewann, die in vielen Städten mit einem hohen Anteil der polnischsprachigen Bevölkerung als Kanzleisprache verwendet wurde, in manchen Städten sogar bis ins 16. Jhd. hinein. Die Folge dieser Entwicklung war der steigende Bedarf an Deutschkenntnissen, und in sprachlich und ethnisch gemischten Regionen, wie Schlesien oder Preußen, bestand das Interesse oder sogar die Notwendigkeit, sich Kenntnisse in beiden Sprachen anzueignen. Es ist also kein Zufall, dass viele deutsch-polnische Schulbücher, die für den Bedarf der sprachlich gemischten Bevölkerung dieser Gebiete bestimmt waren, in Breslau, Oppeln, Brieg, Danzig, aber auch in Krakau gedruckt worden sind. Die Autoren der Einleitung zählen zu der Kundschaft der in der Bibliographie zusammengetragenen Titel unter anderem Handwerkermeister, Kaufleute, Handwerksgesellen auf der Walz, aber auch Schüler diverser Lehranstalten. Sie verweisen auch auf den Umstand, dass viele der Schulbücher eigentlich für den Lateinunterricht bestimmt waren, da sie aber (Teil-)Übersetzungen in beiden Volkssprachen enthielten, wurden wenigstens in der Anfangsphase die Muttersprachen im Lateinunterricht eingesetzt. Für wahrscheinlich halten Glück / Pörzgen, dass aus solchen Büchern auch Polnisch oder Deutsch als Fremdsprachen gelernt wurden, was ihre Aufnahme in die Bibliographie begründe (S. XIII-XIV). Außerdem wurden auch solche Drucke einbezogen, die primär für Polnisch lernende Deutsche bestimmt waren, aber genauso gut von den Deutsch lernenden Polen verwendet werden konnten (S.

XIV). Immerhin handelt es sich um etwa 50 solcher frühen Lehrbücher von den insgesamt 443 in der Bibliographie erfassten Titeln.

Seit der Mitte des 15. Jhd.s setzt eine Einwanderungswelle ein, die in der deutschsprachigen Historiographie als ‚Auslesewanderung‘ apostrophiert wird. In der Einleitung zur vorliegenden Bibliographie kann sie nicht unerwähnt bleiben, weil sich unter den damals nach Polen eingewanderten Fachleuten aus verschiedensten technischen Bereichen auch deutsche Drucker befanden, die mehrere von den in der Bibliographie genannten Lehrbüchern und Vokabularen herausgegeben haben (z. B. Caspar Staube, Florian U(n)gler, Hieronymus Viotor u. a.). Aus der Druckerpresse von Florian Ungler stammt beispielsweise der erste nur fragmentarisch erhaltene Druck unter dem Titel *Colloquia puerilia. Rozmówki niemieckio-polskie* (Krakau, um 1520?), ein Sprachbüchlein, das in der humanistischen Tradition der Schülergespräche steht. Über die Bilanz der im 16. Jhd. gedruckten deutsch-polnischen Lehrmaterialien schreiben die Autoren: „Von 1522 bis 1544 erschienen die ersten vierzehn deutsch-polnischen Sprachbücher, die erhalten sind. Das nächste kam 1544 heraus, und von den Drucken aus den 1570er Jahren ist nur einer erhalten. Insgesamt erschienen im 16. Jahrhundert 29 Titel“ (S. XV). Seit der zweiten Hälfte des 16. und in den ersten Jahrzehnten des 17. Jhd.s erweiterte sich der Kreis von potentiellen Abnehmern der Schulbücher für Deutsch. Es waren polnische Adelige, die Bildungsreisen (im 17. Jhd. handelte es sich eher um ‚Kavalierstouren‘) zu den Universitäten im Deutschen Reich unternahmen, und wie die Lebensläufe des polnischen Königs Jan III. Sobieski und seines Bruders Marek belegen², waren sie

in vielen Fällen bemüht, sich noch vor ihrer Abreise Deutschkenntnisse anzueignen. In den folgenden Jahrzehnten des 17. Jhd.s wurden auf polnischem Gebiet zahlreiche Kriege geführt, und das Land steuerte auf eine innere Krise zu, die in seiner Aufteilung unter die drei Mächte Russland, Preußen und Österreich gipfelte. In dieser Zeit scheinen eher die Deutschen das Polnische gelernt zu haben als umgekehrt. Diese Schlussfolgerung ließe nach Ansicht der Autoren die Tatsache zu, dass die Anzahl der Drucke für Deutsch lernende Polen zurückgeht.³ Es sind 54 Drucke aus dem 17. Jhd., die die Bibliographie erfasst, wobei es sich zumeist um Neuauflagen einiger weniger, aber sehr populärer Titel handelt (Volckmar, Roter, Dobracki, Knapski, Comenius – S. XVIII). Für das 18. Jhd. erfasst die Bibliographie 55 Titel. An ihnen sei die Auswirkung der sich entwickelnden deutschen Grammatikographie des Deutschen deutlich zu sehen (S. XIX). Im Einzelnen handelt es sich um zahlreiche Übersetzungen und Überarbeitungen der *Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst* von J. Ch. Gottsched (Leipzig 1748), die zumeist durch polnische Deutschlehrer in Angriff genommen wurden. Andererseits entstehen zweisprachige Wörterbücher, die einen bedeutenden Beitrag zur Entwicklung der deutsch-polnischen Lexikographie leisteten (z. B. Trotz, Krumbholz, Mrongovius – S. XIX-XX).

Die Entwicklung im 19. Jhd. wurde dadurch beeinflusst, dass kein polnischer Staat existierte, und die schulische Situation war von der durch die Großmächte im jeweiligen Landesteil geführten Schul-sprachenpolitik abhängig. Diesen Sachverhalt berücksichtigen Glück / Pörzgen in ihrer Einleitung, indem sie zu Recht den russischen, preußischen und österreichischen Teil separat behandeln. Im preu-

ßischen Teilungsgebiet war diese Politik in den ersten Jahren eher „liberal und von Kooperationswillen geprägt“ (S. XXI). Das kulturelle Leben konnte sich einigermaßen entwickeln, und es kamen einige für die polnische Lexikographie bahnbrechende Arbeiten zustande, wie z. B. das erste große polnische Wörterbuch von Samuel Gottlieb Linde. Auch für die deutsch-polnische Lexikographie waren die Jahre zwischen 1797 und 1814 fruchtbar. Es erschienen 40 Titel, und in den 20er und 30er Jahren des 19. Jhd.s kamen weitere deutsch-polnische Arbeiten hinzu, die vor allem im preußischen Teil, in Wilna, Königsberg und Warschau gedruckt wurden. Die steigende Zahl der Buchproduktion zum Deutschlernen stand mit der in den 30er Jahren einsetzenden Germanisierungspolitik im Zusammenhang, als im Jahre 1832 das Deutsche als Amtssprache eingeführt wurde und „der Druck auf die polnischen Mittelschichten, Deutsch zu lernen“, sich verstärkte (S. XXII). Nach der Gründung des Deutschen Reiches (1871) bestimmte der Kulturkampf die Sprachenpolitik. Es wurden eine Reihe von schikanösen Gesetzen erlassen, deren Folge war, dass „am Ende des Jahrhunderts [...] die Schulen fast restlos germanisiert [waren], polnischer Unterricht für Kinder [...] illegal geworden [war], und auch die Landbevölkerung [...] voll und ganz in die sprachlichen, konfessionellen und nationalen Kämpfe einbezogen [war]“ (S. XXVI). Nach 1876 erschienen im preußischen Teil Polens keine zweisprachigen Lehrbücher des Deutschen in polnischer Sprache mehr, und auch Schulgrammatiken des Polnischen durften nicht mehr gedruckt werden. Dagegen ist eine große Anzahl von Wörterbüchern aus jener Zeit überliefert (S. XXVII). In der zweiten Hälfte des 19. Jhd.s entstanden im polnischen Sprachraum wichtige Industriege-

biete, in Preußen das oberschlesische Industrieviertel, in Russisch-Polen waren es vor allem die Städte Lodz und Warschau, die nicht nur einfache Arbeiter angezogen hatten, sondern auch auf Fachkräfte angewiesen waren. Diese rekrutierten sich zwar aus der polnischen Bevölkerung, aber dennoch war das Deutsche für die Polen in Preußen, in Galizien und bis etwa 1900 auch in Lodz wahrscheinlich das Kommunikationsmittel, ohne dessen Kenntnis man in solchen Bereichen wie Technik, Verwaltung und Wirtschaft nicht vorankommen konnte. Dies zeigt die Produktion von fachlexikographischen Büchern und Glossaren, die für die Jahre 1870-1918 ein beeindruckendes Ausmaß angenommen hat. Das berufliche Spektrum der in dieser Zeit herausgegebenen zwei- oder mehrsprachigen Arbeiten ist sehr breit gefächert; es reicht von „technischen Berufen allgemein“ über „den Bergbau, die Eisenbahntechnik, das Straßenbauwesen die Elektrizität und Elektrotechnik“ bis hin zu „Drehern, Klempnern, Spinnern, Strickern, Hüttenarbeitern, Maschinisten, Tischlern, Land- und Wanderarbeitern“ (S. XXVI-XXVII). Nach Glück / Pörzgen richteten sich diese Glossare und Lexika vor allem an „Erwachsene polnischer Muttersprache, die das Deutsche als Fremdsprache einigermaßen beherrschten, denen aber die Fachwortschätze fehlten, um ihren Beruf, ihr Gewerbe oder ihre Wissenschaft auf Deutsch ausüben zu können. Das war im preußischen Anteil selbstverständlich, im österreichischen Anteil üblich und in Russisch-Polen wohl nicht selten“ (S. XXVII).

Die in der Bibliographie aufgeführten Titel sind zwar chronologisch geordnet, aber aus dem Unterkapitel „Statistische Übersichten“ erfährt man, dass sie sich zu folgenden Kategorien zusammenfassen lassen: Wörterbücher, die die Mehrheit

der Titel ausmachen (201), dann folgen Grammatiken (51), Dialoge (35), Lehrwerke und Mischformen (79) und Sonstiges (77). Dieses Kapitel informiert ebenfalls über die Anzahl der Titel in Zehnjahresintervallen (S. XXIX-XXXIV). Da es sich um eine teilkommentierte Bibliographie handelt, wurden die Lehrwerke auf der Grundlage eines einheitlichen Rasters beschrieben, das Einträge in maximal 13 Rubriken ermöglicht. Aus objektiven Gründen konnten diese Rubriken nicht immer vollständig ausgefüllt werden, trotzdem findet der Leser anhand der Einträge wertvolle Informationen zum jeweiligen Titel, z. B. über Widmung, Zielgruppe, Inhalt und Aufbau, methodisch-didaktische Inhalte, grammatische Inhalte, Themen etc. Die vorliegende Dokumentation stellt einen unschätzbaren Beitrag nicht nur zur Fachgeschichte des Deutschen als Fremdsprache dar, sondern sie eröffnet auch neue Forschungsperspektiven zur Geschichte der deutsch-polnischen Sprachkontakte.

Anmerkungen

¹ Diese Zahl ist wahrscheinlich höher, denn übersehen wurde z. B. das Grammatiklehrbuch *Dokładniejsza y nowo poprawiona Gramatyka niemiecka zebrana... przez Franciszka Xawerego Kellera w Poznaniu 1785* (BIBLIOTEKA JAGIELLOŃSKA: Signatur 85717 I Mag. St. Dr.). Auch die Angabe ‚Kein Exemplar nachgewiesen‘ zu Joachim Marquardt: *Gramatyka niemiecka stosowana do pojętość...* (Nr. 121) ist nicht richtig. In der BIBLIOTEKA JAGIELLOŃSKA (Signatur 51947 I Mag. St. Dr.) befindet sich ein Exemplar.

² Vgl. *Instrukcja imć pana Jakuba Sobieskiego...* (1640). In: WOŁOZYŃ (1995:405).

³ Einer der Gründe dafür, dass das Interesse am Fremdsprachenlernen im Allge-

meinen sank, war die Idee des sogenannten ‚Sarmatismus‘, dem der polnische Adel etwa seit der Mitte des 17. Jhd.s huldigte und der u.a. durch Xenophobie, Abschottung nach außen und Verehrung für die lateinische Sprache gekennzeichnet war (WYCZAŃSKI 2001: 386-388).

Literatur

WOŁOSZYN, STEFAN (²1995): *Źródła do dziejów wychowania i myśli pedagogicznej*. [Quellen zur Geschichte der Pädagogik und des pädagogischen Denkens]. T. 1. Kielce.

WYCZAŃSKI, ANDRZEJ (2001): *Polen als Adelsrepublik*. Osnabrück.

Renata Budziak, Rzeszów

LIPCZUK, RYSZARD (2007): *Geschichte und Gegenwart des Fremdwortpurismus in Deutschland und Polen*. Frankfurt (M.)/Berlin/Bern u.a.: Peter Lang Verlag (=Danziger Beiträge zur Germanistik 23). 251 S.

In der ersten Ausgabe des *Mitglieder Magazins* [sic!] der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft Darmstadt (WBG 1:77) im Jahre 2008 wird für das neue Buch von WOLF SCHNEIDER (2008) mit dem Titel *Speak German! Warum Deutsch manchmal besser ist* mit folgenden Worten geworben: „Wo befinden wir uns, wenn der Human Resources Manager den City Call auf seinem Handy beendet und am Service Point nach dem Rail & Camp-Fly-Ticket fragt? Klar: in Deutschland natürlich. Haben wir das wirklich nötig: all diese Anglizismen? Wäre weniger nicht mehr? [...] Mit gewohnter Leichtigkeit und Klarheit wendet sich Wolf Schneider in diesem Buch gegen die grassierende Anglo-Manie, gegen die Affenliebe zum Englischen und nur gegen sie: ‚Müssen wir es denn den Sprüchemachern der Werbung und ein paar globalisierungsbesoffenen Unternehmen überlassen, wie die deutsche Sprache sich entwickelt? Entwickeln wir mit.‘“ Diesen vielstimmigen Chor einer Mitentwicklung der deutschen Sprache haben seit den 90er Jahren des 20. Jhd.s viele geprägt: Lehrer, Publizisten, Übersetzer, diverse, neu gegründete Sprachvereine, darunter der Verein Deutsche Sprache, der seit seiner Grün-

dung im Jahr 1997 den „Sprachpanser des Jahres“ kürt, aber auch seit langem etablierte, der Germanistik näherstehende Gruppierungen wie die DUDENREDAKTION und die GESELLSCHAFT FÜR DEUTSCHE SPRACHE (2008), der 1947 gegründeten Nachfolgegesellschaft des Deutschen Sprachvereins (ursprünglich: Allgemeiner Deutscher Sprachverein, gegründet 1885). Nicht so öffentlichkeitswirksam – und dann meistens nicht hysterisch – haben sich Sprachwissenschaftler mit der neuen Lingua franca, dem Englischen, und dem Einfluß auf die deutsche Sprache befaßt, was ihnen u.a. den Vorwurf DIETER E. ZIMMERS (2005:8) eintrug, sie litten unter einer „[...] Art Bewertungsallergie, die sie hindert, sich mit praktischen Ratschlägen in den aktuellen Sprachgebrauch einzumischen“. Einige Seiten später attestiert ZIMMER (2005:30) der Sprachwissenschaft mit Bezug auf eine Veröffentlichung von ROBERT ANDERSON HALL (1950) gar eine „Bewertungsphobie“ – so wächst sich eine Allergie zur psychischen Erkrankung aus, eine schlechte Wortwahl, die dem sprachlich feinfühligem Autor (s. ZIMMER 2006) nicht zum Vorteil gereicht. Letztlich geht es den an dieser Diskussion beteiligten Gruppen ihrem Selbstver-

Rezensionen

ständnis entsprechend um sehr Unterschiedliches: Die publizistische Sprachkritik will den Sprachgebrauch bewerten und ihn beeinflussen, die Sprachwissenschaft möchte ihn beschreiben und analysieren!

In dieser kontrovers aufgeladenen Situation legt Ryszard Lypczuk, Inhaber des Lehrstuhls für deutsche Sprache und Leiter des Institutes für Germanische Philologie an der Universität Stettin, ein Buch vor, dessen Titel sehr unterschiedliche Erwartungen weckt. Der deutsche Leser könnte mancherlei erwarten: Wie beurteilt ein polnischer Germanist, in dessen Land ebenso wie in Frankreich ein Sprachgesetz zur Eindämmung der neuen *Lingua franca* existiert, den Einfluß des Englischen auf die deutsche (Außenperspektive) und die polnische Sprache (Innenperspektive)? Wie gehen muttersprachliche Philologen – in diesem Fall also auch Polenisten – mit dem größer werdenden Einfluß des Englischen auf die polnische Sprache um? Was können deutsche Germanisten, die zumeist die polnische Sprache nicht einmal passiv beherrschen, aus dieser kontrastiven Darstellung lernen?

Bereits das Inhaltsverzeichnis weist merkwürdige Disproportionen auf: 99 Seiten widmet der Autor der geschichtlichen Darstellung des Purismus in Deutschland (die übrigens in einschlägigen Sprachgeschichten nachzulesen ist, z.B. VON POLENZ 1994, 1999), 17 Seiten der Phase des Neopurismus in Deutschland, 44 Seiten dem polnischen Purismus in Vergangenheit (34 Seiten) und Gegenwart (10 Seiten). Abgeschlossen wird das Buch mit einem 38 Seiten umfassenden Abbildungsverzeichnis, in dem sich Portraits bekannter Puristen, Innentitel von Verdeutschungswörterbüchern und Beispiele aus ihnen befinden. Das Pendel schlägt also eindeutig in Richtung Geschichte

aus, was kein Nachteil sein muß, wenn man Erklärungen für gegenwärtige Entwicklungen finden möchte. Insofern ist es auch akzeptabel, daß sich Lipczuk an der Drei-Phasen-Einteilung des deutschen Purismus orientiert (17. und 18. Jhd., 1789-1815, 19. und 20. Jhd.), die er allerdings mit Bezug auf Falco Pfalzgraf (S. 17, Anm. 12) um die Phase des „Neopurismus“ erweitert, der nach der ‚Wende‘ 1989/1990 begonnen haben soll. Hier könnte der Leser mehr erwarten als lediglich einen Literaturhinweis, zumal es mehr als fraglich ist (letztlich sind englischsprachige Einflüsse auf das Deutsche schon im 19. Jhd. nachweisbar), ob politische Zäsuren ohne weiteres mit sprachlichen gleichzusetzen sind. Der Autor übernimmt nach Andreas Gardt die Unterscheidung von fünf Diskursen (sprachstrukturell, sprachideologisch, sprachpädagogisch, sprachsoziologisch, sprachkritisch – S. 19-21), denen er sodann Motive für puristische Bestrebungen zuordnet (nationale, kulturpatriotische, rassistische, sprachstrukturelle, kommunikative, kognitive, bildungspraktische, ethische, ästhetische und verhaltenskritische – S. 21-26). Beginnend mit barocken Sprachgesellschaften und dem „teutschen Michel“, über deutsche Schriftsteller (Goethe, Schiller, Lessing, Wieland, Klopstock, Moritz, Paul, Herder), Campe und ‚Turnvater‘ Jahn arbeitet sich der Autor durch die Jahrhunderte, wobei sein besonderes Augenmerk der Zeit nach 1871 gilt (S. 64-127): Allgemeiner Deutscher Sprachverein, Dunger, Engel, Sarrazin u. v. a. m., um dann übergangslos (die NS-Zeit bleibt ausgespart und wird nur im Unterkapitel „Das umstrittene Erbe“ berührt – S. 133-135) die zweite Hälfte des 20. Jhd.s in Augenschein zu nehmen (S.128-152), gefolgt von einem Überblick über Geschichte und Gegenwart des Fremdwortpuris-

Rezensionen

mus in Polen (S. 147-191) und einem abschließenden Vergleich dieses Phänomens in beiden Ländern (S. 192f.). Die Materialbasis des Buches ist solide und umfangreich (zumindest für den deutschen Purismus); anzumerken ist allerdings, daß die seitenlange Auflistung von Fallbeispielen (z.B. S. 33-43, S. 50-52) keineswegs immer vom Autor eruiert wurde. Oftmals stützt er sich auf einschlägige Forschungsliteratur zum Purismus oder Arbeiten zur Etymologie, aus denen er seine Belege bezieht. Dies geht einher mit gelegentlichen Fehleinschätzungen sowie mit widersprüchlichen und historisch fragwürdigen Aussagen. So wertet der Autor als „bekannt, aber wenig geläufig“ Joachim Heinrich Campes Neuprägung ‚Kerbtier‘ (statt ‚Insekt‘, S. 54). Resümierend stellt er sodann mit Bezug auf Jürgen Schiewe fest, daß sich von Campes 11.000 Verdeutschungsvorschlägen „etwa 200 bis 300“ (S. 54) durchgesetzt haben, um eine Seite später zu betonen, es habe sich „ein beträchtlicher Teil von Campes Verdeutschungsvorschlägen durchgesetzt und den deutschen Wortschatz wesentlich bereichert“ (S. 55). Wenn man von 300 Verdeutschungsvorschlägen ausgeht, die sich durchgesetzt haben sollen, entspricht dies einem Wert von 2,72%, hochgerechnet auf den Gesamtwortschatz der deutschen Gegenwartssprache (ca. 500.000 Wörter), ergibt sich der Wert von 0,06%! Sprachgeschichtlich wenig sensibel wird Friedrich Ludwig Jahns Neuprägung ‚Reichsstatthalter‘ (für ‚Premierminister‘ – S. 60) behandelt, nämlich als ein Kompositum, das sich nicht durchgesetzt hat. Ein Hinweis auf die NS-Zeit fehlt ebenso wie eine Erläuterung, daß diese nationalsozialistische Funktionsbezeichnung in der – keineswegs nur deutschen – Geschichtswissenschaft sehr wohl geläufig ist. Als historisch unhaltbar erweist sich schließ-

lich die postum erfolgte Übergabe des Persilscheins an Lutz Mackensen, dem Leiter des Deutschen Seminars an der Reichsuniversität Posen, „[...] der ebenfalls eine gewisse Zeit lang den Nazis ergeben war“ (S. 134), im Zusammenhang mit der Gründung der „Gesellschaft für deutsche Sprache“. Ein Blick in KÖNIGS (2003) *Internationales Germanistenlexikon* oder die Lektüre von *Convivium* (GRIMBERG 1997:25-60) hätte eine solche Fehlbewertung vermeiden können.

Als irritierend, weil keine Erklärung erfolgt, erweist sich mit Bezug auf die deutsche und polnische Sprache der Gegenwart die Konzentration des Verfassers auf die Sprache des Sports in beiden Ländern, d.h. auf die Fachlexik, die vermutlich wegen eigener Vorarbeiten in den 90er Jahren ausgewählt wurde. Ausgeblendet werden dabei gerade jene Bereiche, in denen der Einfluß des Angloamerikanischen am größten ist (Wirtschaft, Werbung, Medien, Wissenschaften). Im Zusammenhang mit der Einführung des Gesetzes zum Schutz der polnischen Sprache, das im Mai 2000 in Kraft trat, weist Lipczuk darauf hin, daß „[...] die parlamentarische Mehrheit eher konservativ eingestellte Kräfte bildeten, die einen direkten Zusammenhang von Sprache, Nation und nationaler Kultur annahmen“ (S. 184). Nun ist gerade ein solcher Zusammenhang in der Gegenwart äußerst fragwürdig geworden (Globalisierung), so fragwürdig, daß längst die Frage danach gestellt wird, ob der Einfluß der neuen Lingua franca überhaupt als nationalsprachliches Problem behandelt werden kann. Für Deutschland, dem mitteleuropäischen Land mit den meisten (Sprach)grenzen, und seine Sprachgeschichte ist längst gefordert worden, die Sprachgeschichte als Geschichte der Sprachkontakte zu schreiben. Doch von solchen Fragestel-

Rezensionen

lungen bleibt Lipczuk unberührt. Fazit: Die eingangs erwähnte Disproportionalität, vor allem aber das Ausblenden wichtiger Fragestellungen lassen einen Leser zurück, dessen Erwartungen – im Hinblick auf den Titel des Buches – nicht erfüllt werden. Aufgrund der Materialfülle und der anschaulichen Darstellung eignet sich das Buch allerdings sehr gut für den Einsatz in Seminaren zur deutschen Sprachgeschichte an deutschen und polnischen Universitäten, in denen das Thema Purismus eine besondere Beachtung verdient.

Literatur

DUDENREDAKTION / GESELLSCHAFT FÜR DEUTSCHE SPRACHE (eds.) (2008): *Was ist gutes Deutsch? Meinungen zum gepflegten Sprachgebrauch*. Mannheim (=Duden Thema deutsch 8).

GRIMBERG, MARTIN (1997): *Das deutsche Seminar der Reichsuniversität Posen (1941-1945)*. In: *Convivium*:25-60.

HALL, ROBERT ANDERSON (1950): *Leave Your Language Alone*. Ithaca (NY).

KÖNIG, CHRISTOPH (ed.) (2003): *Internationales Germanistenlexikon 1800-1950*. 3 Bde. Berlin/New York.

POLENZ, PETER VON (1994): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. Bd. II: 17. und 18. Jahrhundert. Berlin/New York.

– (1999): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. Bd. III: 19. und 20. Jahrhundert. Berlin/New York.

SCHNEIDER, WOLF (2008): *Speak German! Warum Deutsch manchmal besser ist*. Reinbek bei Hamburg.

WBG Mitglieder Magazin 1 (2008):77.

ZIMMER, DIETER E. (2005): *Sprache in Zeiten ihrer Unverbesserlichkeit*. Hamburg.

– (2006): *Die Wortlupe. Beobachtungen am Deutsch der Gegenwart*. Hamburg.

Martin Grimberg, Poznań

RICHTER-VAPAATALO, ULRIKE (2007): „Da hatte das Pferd die Nüstern voll“. Gebrauch und Funktion von Phraseologie im Kinderbuch. Untersuchungen zu Erich Kästner und anderen Autoren. Frankfurt (M.)/Berlin/Bern u.a.: Peter Lang Verlag (=Finnische Beiträge zur Germanistik 20). 333 S.

Schon der Titel allein verspricht, dass das Buch weder langweilig noch uninteressant wird, weil eine Untersuchung vordergründig zur Sprache Kästners das eigentlich ausschließt. Die Autorin hat ihrer Studie zwei Forschungsgegenstände zugrundegelegt: Phraseologie und Kinderliteratur, wenn auch der erste eindeutig im Vordergrund steht und die gesamte Gliederung der Arbeit bestimmt. Das Hauptziel der Untersuchung ist es zu zeigen, „in welchem Umfang, in welcher Weise und in welcher Funktion Phraseologie in Kinder- und Jugendliteratur verwendet wird“ (S. 11). Dass die Wahl der Materialbasis

in erster Linie auf die Kinderbücher von Kästner fiel, überrascht nicht. Dafür spricht der literaturhistorische Wert seiner Werke als „Maßstab für gute Kinderliteratur“ (S. 11) und aus sprachwissenschaftlicher Sicht die Art des Umgangs nicht nur mit Phraseologismen und „die Vielfalt der kontextuellen Verfahren“ (S. 11), sondern mit der Sprache insgesamt. Die Autorin strebt allerdings keine Analyse des Phraseologiegebrauchs bei Kästner allein an, daher nimmt sie in ihr Materialkorpus weitere mit Bedacht ausgewählte Texte auf, so dass das Korpus insgesamt aus 14 Texten besteht: 8 von

Kästner, darunter 2 Romane für Erwachsene, um die typisch kindgerechte Verwendung der Phraseologie von der allgemeinen abzugrenzen; und 6 von anderen namhaften Kinderbuchautoren, um eine möglichst große Vergleichbarkeit zu erzielen und glaubwürdige, objektivierte und verifizierte Aussagen über die Sprachverwendung machen zu können. Ein so zusammengestelltes Material soll einerseits zeigen, ob der Gebrauch der Phraseologismen in Texten für Kinder generell gleich und vom Autor weitgehend unabhängig ist, und andererseits soll der „typisch kästnersche Stil“ (S. 12), darunter der für Kinder, vom Stil anderer Kinderbuchautoren abgegrenzt werden. Diese Zielsetzung bestimmt die Gliederung der Arbeit, die aus Einleitung, fünf Hauptkapiteln, Schlussfolgerungen mit Ausblick, Literaturverzeichnis und Anhang besteht. Das Literaturverzeichnis spiegelt in seiner Struktur die beiden Forschungsgegenstände wider und gruppiert die genutzte Literatur in Korpusliteratur (1) mit 30 Werken, phraseologische und allgemeine Wörterbücher (2) sowie Sekundärliteratur zu Phraseologie und Linguistik (3.1) und zu Kinder- und Jugendliteratur und zu Kästners Schaffen (3.2). Die wissenschaftliche Literatur ist gezielt zusammengestellt und umfasst vorwiegend Arbeiten der letzten 15 Jahre, von den älteren sind grundlegende, klassische Titel namhafter Forscher berücksichtigt worden.

Das erste Kapitel „Zum Gegenstand der Untersuchung“ (S. 15-39) ist eine bündige Darstellung zum ersten Forschungsgegenstand, der Kinder- und Jugendliteratur (KJL), aus der Sicht der Literaturwissenschaft, in der literaturhistorische und historisch-gesellschaftliche Aspekte im Kinder- und Jugendbuch (KJB) dominieren, während Sprache und Stil zwar mit-schwingen, doch nicht direkt thematisiert

werden. Vor diesem Hintergrund werden Erich Kästner als Kinderbuchautor und sein gesamtes kinderliterarisches Schaffen literaturwissenschaftlich erfasst, doch „Sprache und Stil sind meist, wenn überhaupt, nur marginal untersucht“ (S. 29), wobei im Allgemeinen nur auf folgende Aspekte der Sprache Kästners eingegangen wird: Präzision, Natürlichkeit, Humor und Komik, Ironie, Kreativität. Vor diesem Ist-Stand arbeitet die Autorin in 1.2.2 die bisher kaum thematisierten Aspekte der Sprache Kästners heraus, die zum Ausgangspunkt ihrer weiteren Überlegungen werden. Die am Beispiel von zwei Auszügen aus Kästners Kinderromanen skizzierte Vielfalt sprachlicher und stilistischer Mittel zeigt, dass zwar „die hier zu untersuchenden Phraseologismen nur ein Mittel unter vielen im Sprachgebrauch Kästners darstellen“, doch ihre häufige, vielseitige und trotz scheinbarer Lockerheit genau durchdachte Verwendung dient vergleichbaren Zwecken „wie die anderen Stilmittel“ und kann daher „stellvertretend für den Sprachgebrauch Kästners untersucht werden“ (S. 35). Abschließend wird die Rolle des auktorialen Erzählers in Kästners Kinderromanen geschildert.

Das zweite Kapitel „Begriffe und Aspekte der Phraseologie“ (S. 42-78) ist dem zweiten, zentralen Forschungsgegenstand – der Phraseologieforschung und dem Phraseolexikon – gewidmet und kann als ein kompakter Abriss des aktuellen Forschungsstandes zu Phraseologie im System und in textueller Verwendung und zugleich als eine terminologische und theoretische Basis für die nachfolgende Analyse betrachtet werden. In Anlehnung an die Arbeiten führender Phraseologieforscher, wie u.a. Harald Burger und Wolfgang Fleischer, legt die Autorin fest, welche Termini, Definitionen und welche Auslegung in der Arbeit als verbindlich

gelten und steckt damit deutlich auch den Umfang des von der Analyse erfassten Materials ab, das vielleicht vom System her nicht ganz homogen, doch pragmatisch sehr gezielt und breit abdeckend zusammengestellt ist. Das Material umfasst einerseits Idiome (weiter phraseologische Ganzheiten genannt) im Sinne Burgers, d.h. den zentralen Bereich der Phraseologismen mit den Merkmalen Polylexikalität, Festigkeit und Idiomaticität (Bildhaftigkeit eingeschlossen) sowie Teil-Idiome wie phraseologische Vergleiche und sog. phraseologische Verbindungen, und andererseits den peripheren Bereich mit Kinegrammen, Pseudokinegrammen und kommunikativen Formeln, aber auch Sprichwörtern und Gemeinplätzen. Diese Zusammenstellung zeigt, dass die Autorin sich bei ihrer Wahl nicht nur nach der strukturell-semantischen Typologie der Phraseologismen richtet, sondern auch die aus den analysierten Texten für Kinder resultierenden pragmatischen Bedingungen mitberücksichtigt, was für textgebundene Analysen wohl vorrangig ist. In der kurzgefassten, auf das Analysematerial orientierten theoretischen Beschreibung der Phraseologismen (und Sprichwörter) wird u.a. auf ihre strukturellen, semantischen und psycholinguistischen Aspekte und auf ihre Funktionen im literarischen Text unter besonderer Berücksichtigung ihrer textbildenden Potenzen eingegangen. Psycholinguistisch gesehen ist die Feststellung wichtig, dass Kinder Phraseologismen immer in Kommunikationssituationen und Kontexte eingebunden verstehen und erwerben und schon im Grundschulalter mit sich im Text überlagernden Lesarten von Phraseologismen im Allgemeinen umgehen können. Die Besprechung der eher bescheidenen Forschungslage zum Phraseologiegebrauch im KJB zeigt, dass Einzelbeiträge immer mit

einem ausgewogenen Maß einzuschätzen sind, denn sie können allein vom Umfang her bestimmte Aspekte nur ansatzweise problematisieren und an ausgewähltem Textmaterial gezwungenermaßen fragmentarisch überprüfen, doch keinesfalls erschöpfend und verbindlich darstellen. Sogar derselbe Autor kann in verschiedenen Texten Sprachmittel einsetzen, die in ihren text- und empfängerbezogenen Funktionen voneinander abweichen. Erst die Einbeziehung eines umfangreichen Korpus kann die Darstellung objektivieren. Das dritte Kapitel (S. 79-99) trägt zwar die Überschrift „Zum Korpus“, doch die Autorin fasst das weiter als die gesamte Untersuchungsgrundlage auf und erläutert präzise folgende Anliegen: Prinzipien und Begründung der Textauswahl aus Kästners Kinderbüchern, Anzahl der analysierten Phraseologismen im Hauptkorpus und in den Vergleichskorpora, Aufzählung und kurze, mit Belegen illustrierte Charakteristik der sechs berücksichtigten phraseologischen Strukturtypen, Vorkommen der Phraseologismen im Text und ihr Vorkommen in der Figurenrede, auf der Erzählebene und in exponierten Textstellen, Gebräuchlichkeit und Stilistik der Phraseologismen, Erstellung der Vergleichskorpora. Diese Bemerkungen sind einerseits wegweisend für die Untersuchungsweise und die einzelnen Analyse-schritte in den weiteren drei Kapiteln, andererseits greifen sie ausgewählten Analyseergebnissen kurz vor (so z.B. das Vorkommen der Phraseologismen an bestimmten Textstellen), was manchen beim Lesen entstehenden Fragen zuvor-kommt. Aus dem Ganzen ergibt sich eine klare Charakteristik des umfangreichen Analysematerials, die zeigt, dass sowohl das Text- als auch das Phraseologismenkorpus mit großer methodologischer, theoretischer untermauerter Sorgfalt zusammen-

gestellt worden ist. Der Gegenstand der nachfolgenden Analyse sind als Hauptkorpus 6 Kinderbücher von Kästner mit 905 Phraseologismen. Die beiden Vergleichskorpora enthalten entsprechend 333 Phraseologismen aus 2 Romanen Kästners für Erwachsene und 580 Phraseologismen aus 6 Kinderbüchern anderer Autoren, die für Leser als Klassiker gelten. Diese Zahlen machen deutlich, dass die Relationen in allen möglichen Vergleichsrichtungen ausgewogen sind und eine objektivierte Analyse sichern können.

Die beiden folgenden Kapitel, das vierte, „Formen des Phraseologismusgebrauchs: Verfahren der Einbettung in den Kontext“ (S. 101-142), und das fünfte, „Auswertung: Gebrauch und Funktionen der Phraseologie in einzelnen Texten“ (S. 143-294), enthalten die eigentliche Analyse der Verwendung der Phraseologismen in den erstellten Korpora. Das vierte Kapitel ist eine detaillierte, stellenweise bis auf Einzelfälle eingehende und mit vielen Textbelegen illustrierte Darstellung von Kästners formalem Umgang mit Phraseologismen, die zum Teil wahre Perlen subtiler, vielschichtiger Nutzung enthält, wie sie wohl nur ein „phraseologisch ‚eingeweihter‘ bzw. ‚phraseologisch kompetenter‘“ Leser (S. 112f.) nicht ohne reflektierte Kenntnis der Sprachabwandlungsmechanismen erfassen kann. Die konsequent durchgeführte Analyse ist fesselnd und erweckt den Wunsch, Kästners Kinderbücher noch einmal mit anderen (geschulten) Augen zu lesen. Die vorgenommene Gliederung ist sehr fein, zum Teil atomar, was zwar von der Akribie und wohl auch von der Faszination der Autorin zeugt, doch die unvermeidliche Folge dieser Zersplitterung ist, dass die Grenzziehung zwischen den angewandten Verfahren manchmal erschwert ist, weil diese ineinander übergehen, aufeinander aufbauen und sich

überschneiden, so dass zugleich ein gewisses Kontinuum entsteht. Die Grob- und Feingliederung des Kapitels mit entsprechenden Querverweisen ist allerdings leserfreundlich und übersichtlich. Unterschieden werden insgesamt vier Hauptverfahren: (a) Einbindung in die Textumgebung mit Untergruppen: Phraseologismenhäufung, Phraseologismen in kontinuierten Metaphern, Kombination mit einem semantisch verwandten Wort und syntagmatisch unverträgliche Einbindung in den Kontext; (b) Paraphrase; (c) die am genauesten besprochene Modifikation (S. 122-136) mit acht formalen Unterarten (Substitution, Expansion, Reduktion, grammatische Modifikation mit Feingliederung, Wechsel Negation-Affirmation, Abtrennung, Koordination, wortspielerische Kontamination) und einer zweiten Unterteilung nach „den Absichten des Sprachproduzenten“ (S. 128), bei der noch weitere sechs Untergruppen unterschieden werden; (d) Kommentierung von Phraseologismen, unterteilt in sprachliche und metasprachliche Kommentare. Die beigelegten und kommentierten Belege zeigen, dass fast jedes der genannten Verfahren mehr oder weniger ein Sprachspiel ist bzw. ein solches auslösen kann, und das ist vielleicht der Grund dafür, dass das Sprachspiel (mit einer Ausnahme) nicht getrennt thematisiert wird – es ist die beabsichtigte oder nicht beabsichtigte Folge der angewendeten Verfahren. Im vierten wie auch in dem vorausgehenden dritten Kapitel verwendet die Autorin neben Verweisen im Text auch viele zum Teil stark ausgebaute Verweise in Fußnoten. Bezweckt ist damit wohl die Entlastung und zugleich die Hervorhebung des eigentlichen Analysevorgangs gegenüber seiner theoretischen Untermauerung, die weitgehend in den Fußnoten ihren Platz hat. Das führt jedoch zur Entstehung eines

Paralleltextes, dessen Verfolgung von der Analyse ablenken kann.

Das fünfte Kapitel ist das umfangreichste der ganzen Arbeit und enthält vier verschiedene Darstellungen: Analyse der sechs ausgewählten Kinderbücher von Kästner mit zusammengefassten Ergebnissen (5.1 und 5.2), Vergleich der Phraseologieverwendung in Kästners Kinderbüchern mit der in den zwei Romanen für Erwachsene (5.3), Analyse der Phraseologieverwendung in Kinderbüchern anderer Autoren (5.4) und einen zusammenfassenden Vergleich der Verwendung von Phraseologismen in Kinderbüchern anderer Autoren und in denen von Kästner (5.5). Die Analysen wie die Zusammenfassungen verlaufen nach einem einheitlichen Muster, das folgende Aspekte berücksichtigt: (a) kurze Textcharakteristik mit Angaben zum Inhalt und zur Form; (b) Phraseologismen in der direkten Figurenrede und auf der Erzählebene und ihr Verhältnis zueinander; (c) Typen der verwendeten Phraseologismen nach der in Kap. 3.3 vorgenommenen Kategorisierung; (d-g) Einzelaspekte des Gebrauchs analog zu der Aufstellung in Kap. 4. Abgeschlossen wird jeweils mit tabellarischen Übersichten, denen ein Gesamtüberblick folgt. Eine derart genaue, auf Einzelfälle eingehende Analyse der Phraseologieverwendung im Kinderbuch ist wohl erstmals an so umfangreichem Material vorgenommen worden, und ihre Resultate sind entsprechend aussagekräftig, gut dokumentiert und kommentiert. Vor allem aber zeigt der dreifache Vergleich, dass es der Autorin gelungen ist, Verfahren zu entwickeln und Kategorien aufzustellen, deren Richtigkeit in der Analyse unterschiedlich gestalteter literarischer Werke, in denen Phraseologismen verschieden gehandhabt werden und verschiedenen Zwecken dienen, eine Bestäti-

gung findet und sie damit als Vorlage für zukünftige Untersuchungen zu Phraseologismen in literarischen Texten und deren Übersetzungen gelten können. Ein genaues Eingehen auf die vielseitige, stellenweise minutiöse Besprechung der einzelnen Werke und Autoren ist hier nicht möglich, doch eine kurze Zusammenfassung der Resultate, wie sie in 5.5 und im abschließenden sechsten Kapitel „Schlussfolgerungen und Ausblick“ (S. 301-306) vorgenommen wird, sollte nicht fehlen. Die Analyse bestätigt vor allem die 1997 von Harald Burger aufgestellte These, dass sich in Kinderbüchern ein besonders bewusster und sorgfältiger Umgang mit Phraseologismen beobachten lässt und „Kästner geradezu mustergültig in Bezug auf Phraseologiegebrauch im Kinderbuch [sei]“, weil „Kästners KJB bei weitem die größte Bandbreite an auffälligem Phraseologiegebrauch aufweisen“ (S. 301) und der ‚phraseologische Stil‘ Kästners „überaus umfassend, vielschichtig und multifunktional“ sowie „insgesamt äußerst wohlüberlegt ist: Verständlichkeit, Textkohäsion und Textprogression sind maximal beachtet und gesichert“ (S. 302). „Der Unterschied Kästners zu den anderen untersuchten Autoren liegt jedoch darin, dass über diesen abgesicherten Phraseologiegebrauch, der für gute KJL vielleicht typisch ist, hinaus in Kästners KJB Einbettungsverfahren verwendet sind, die Phraseologismen oftmals auffällig machen und in ihrer Doppelbödigkeit vorführen“ (S. 302). Damit erweist sich Kästner „auch in Bezug auf Sprachliches als Schulmeister, nicht nur als Meister des Sprachspiels“ (S. 303). Typisch für Kinderbücher ist generell das Verfahren der mehrfachen Paraphrasierung der Phraseologismen, darüber hinaus kann jeder Autor in unterschiedlicher Dichte und zu unterschiedlichen Zwecken

andere Verfahren mehr oder weniger bewusst einsetzen, so dass am Ende jeder in Bezug auf die allgemeine Phraseologieverwendung einem bestimmten Typ zugeordnet werden kann, die die Autorin in Anlehnung an Harald Burger aufstellt: Erich Kästner – „spielerisch-didaktisch“, Otto Preußler – „gehoben-vermittelnd“ (S. 303), Michael Ende – „durchschnittlich-unauffällig“, Christine Nöstlinger – „vielfältig-spielerisch“ (Kästner am nächsten, jedoch ohne die „didaktische Nuance“), Paul Maar – „schonend-vermittelnd“, Kirsten Boie – „werkspezifisch, personencharakterisierend, altersspezifisch“, Cornelia Funke – „abstinent“ (S. 304). Den formulierten Vorschlägen für weiterführende Untersuchungen, von denen der die Übersetzungen der analysierten Texte betreffende besonders wichtig erscheint, kann

nur zugestimmt werden, denn mit ihrer ganzen Arbeit hat die Autorin ihr an Faszination grenzendes tiefes Interesse für Phraseologie und eine überlegte Vorgehensweise gezeigt, womit auch die signalisierten Forschungsmöglichkeiten in ähnlichem Licht zu sehen sind. Insbesondere auch deshalb, weil sie textlinguistische, literaturtheoretische und eventuell translatorische Aspekte vereinigen können. Mit diesem Buch ist eine Arbeit zu literarischen Texten für Kinder vorgelegt worden, die deutlich zeigt, wieviel Reichtum und Raffinesse an Sprachmitteln und deren differenzierte Verwendung solche Texte enthalten und welche Herausforderung für Übersetzer sie also darstellen.

Czesława Schatte, Poznań

LÜSEBRINK, HANS-JÜRGEN (2005): *Interkulturelle Kommunikation. Interaktion, Fremdwahrnehmung, Kulturtransfer*. Stuttgart/Weimar: Metzler. 201 S.

Interkulturelle Kommunikation (IK) hat – zumindest westlich von Oder und Neiße – Konjunktur. ‚Inter-‘ und ‚Multikulturalität‘ sind im Zeitalter der Globalisierung und Migrationen zu gängigen Begriffen geworden, wenn auch die Grenze zu inhaltsleeren Formeln allzu oft überschritten wird. Die ‚Interkulturelle Kompetenz‘ ist eine inzwischen selbstverständliche Erwartung an Arbeitskräfte. In international agierenden Unternehmen sind weiterbildende Seminare und Kurse in puncto Personalmanagement oder Verhandlungen im interkulturellen Kontext für viele spezialisierte Trainer eine wichtige Einnahmequelle. Die rasch steigende Anzahl deutschsprachiger Publikationen auf diesem Gebiet (vgl. die Angaben im Literaturverzeichnis) ist ein guter Beleg für die Nachfrage nach wissenschaftlich fundierter Literatur. Auch im universitären Be-

reich erfreut sich die IK-Problematik immer größerer Popularität: IK-Seminare gehören inzwischen zum Standardprogramm vieler Curricula, sie bilden den Hauptgegenstand von Bachelor- und Masterstudiengängen, und die ‚Interkulturelle Kompetenz‘ wird als eine der Schlüsselqualifikationen betrachtet, die Universitäten den Studierenden vermitteln sollten. Diese Umstände erklären die steigende Zahl von als Einführungen in die Materie konzipierten Publikationen. Eine davon ist der Band des Saarbrücker Romanisten Hans-Jürgen Lüsebrink, der selbst seit Jahren den Lehrstuhl für Romanische Kulturwissenschaft und Interkulturelle Kommunikation an der Universität des Saarlandes innehat.

Der Autor verfolgt die Zielsetzung, „[...] in interdisziplinärer Perspektive in Fragestellungen, Methoden und Gegenstands-

Rezensionen

bereiche der Interkulturellen Kommunikation einzuführen“ (S. VII). Lüsebrink teilt das umfassende Material in sechs Kapitel ein: 1. Interkulturelle Kommunikation: Herausforderungen, Praxisfelder, Wissenschaftsdisziplinen, 2. Konzepte und Probleme, 3. Interaktion, 4. Fremdwahrnehmung, 5. Kulturtransfer und schließlich 6. Bilanz und Perspektiven der Interkulturellen Kommunikation – Problembereiche und Herausforderungen. Der wichtigste Vorteil dieser Einführung ist ihre kulturelle Fundierung, was angesichts der Dominanz der IK in wirtschaftlichen Kontexten hervorgehoben werden soll. Zu anderen Stärken der Publikation von Lüsebrink gehören die Fülle von Begriffen und Konzepten, der diachronische Blick des Autors und eine Breite von Beispielen, der man in Einführungen selten begegnet. Diese drei Merkmale der Veröffentlichung von Lüsebrink gewährleisten eine Qualität, die man nach Clifford Geertz als ‚dichte Beschreibung‘ bezeichnen kann, und zwar sowohl in methodischer als auch in beispielbezogener Hinsicht. Lüsebrink bezieht sich auf Konzepte und Exemplifikationen aus vielen wissenschaftlichen Traditionen und Kulturkreisen. Der Saarbrücker Romanist zitiert zahlreiche Autoren, von denen viele inzwischen zu Klassikern geworden sind. Die Fülle der Bezüge zeugt von großer Orientierung und fundiertem Wissen des Autors. Der Reichtum an Referenzautoren und Zitaten erklärt einigermaßen den Verzicht auf Angaben eigener Definitionen, wobei an manchen Stellen dieser reproduzierende Duktus und das Ausbleiben eigener definitorischer Vorschläge stört. Auch das breite Spektrum angeführter Exemplifikationen ist ein guter Beleg sowohl für die Belesenheit des Autors als auch für seine eigenen interkulturellen Erfahrungen, was sich

insofern als eine zutreffende Vermutung erweist, weil er Gastprofessor in Frankreich, Dänemark, Österreich, den USA, in Kanada, Kamerun, im Senegal und in Burkina Faso war. Aus osteuropäischer Sicht kann man natürlich über die Nichtberücksichtigung von Osteuropa meckern, wobei die Überwindung der Ost-West-Ungleichheit in den meisten der in deutscher Sprache verfassten IK-Einführungen ein zu erfüllendes Postulat bleibt. Schließlich werden neben Aktualitätsbezügen auch diachronische, d.h. historisierende Bemerkungen und Beispiele angeführt.

Einige Erwartungen des Lesers bleiben jedoch unerfüllt. Im letzten Teil wird gemäß dem Obertitel ein Spektrum von Problemfeldern und Herausforderungen der IK skizziert. Es fehlt allerdings ein klassischer Aspekt jeder Bilanzierung, und zwar ein kritischer Blick auf den Untersuchungsgegenstand. Es werden nämlich Perspektiven des Faches thematisiert, aber mögliche Grenzen der IK werden dabei kaum erwähnt, was angesichts kontrovers geführter Diskussionen über den Multikulturalismus oder im Zusammenhang mit Debatten über das Verhältnis zwischen individuell und kulturell geprägten Eigenschaften und Mentalitätsmerkmalen sehr sinnvoll wäre. Bei der Auflistung von Entwicklungsstadien interkulturellen Lernens (Ethnozentrismus, Aufmerksamkeit, Verstehen, Akzeptanz, Wertschätzung, gezielte Annahme), was auf alle anderen Arten der interkulturellen Kontakte erweitert werden könnte, fehlt ein so banales und zugleich verbreitetes Stadium wie Gleichgültigkeit. Schließlich fehlt im Kapitel über die Fremdwahrnehmung die Erwähnung von Imagologie, die nach einer Phase gewisser Popularität inzwischen nicht mehr attraktiv ist. Aber gerade an diesem Beispiel könnte es, päd-

agogisch gesehen, sinnvoll sein, die Unzulänglichkeiten dieses ausschließlich beschreibenden Ansatzes aufzeigen. Als didaktisch sehr gut aufbereitet und entschieden leserfreundlich kann das Layout der vorliegenden Publikation bezeichnet werden: Verschiedene Textmarkierungen, zahlreiche Diagramme, Tabellen und Graphiken erleichtern die Lektüre und ermöglichen es, schnell einen Überblick zu bekommen. Der Band wird mit einem Personen- und Sachregister abgerundet, und der interessierte Leser findet weiterführende Literatur in dem umfassenden Literaturverzeichnis. Es fehlen allerdings Angaben zu elektronischen und digitalen Quellen, auf die im Zusammenhang mit der steigenden Popularität des E-Learnings nicht mehr verzichtet werden kann, wengleich auf dem betreffenden Markt Produkte sehr unterschiedlicher Qualität angeboten werden. Gerade in einer als Einführung für Studierende konzipierten Publikation wäre eine solche Auflistung von nützlichen Links und digitalen Materialien sehr brauchbar. Trotz der erwähnten Mängel erweist sich das Buch von Hans-Jürgen Lüsebrink als eine informa-

tive, interdisziplinär konzipierte und beispielgesättigte Einführung in die populäre Problematik der IK und ist somit als ein empfehlenswertes Lehrbuch zu betrachten.

Literatur

BOLTEN, JÜRGEN (1999): *Interkulturelle Wirtschaftskommunikation. Forschungsstand und Perspektiven eines neuen Fachgebietes*. In: *Wirtschaftsdeutsch international* 1:9-26.

– (ed.) (2004): *Interkulturelles Handeln in der Wirtschaft. Positionen – Modelle – Perspektiven – Projekte*. Sternenfels.

MÜLLER, BERND-DIETRICH (ed.) (1993): *Interkulturelle Wirtschaftskommunikation*. München.

NICKLAS, HANS / MÜLLER, BURKHARD / KORDES, HAGEN (eds.) (2006): *Interkulturell denken und handeln. Theoretische Grundlagen und gesellschaftliche Praxis*. Frankfurt (M.)/New York.

SCHLIERER, HANS-JÖRG (2004): *Kultur-spezifische Stilmerkmale deutscher und französischer Geschäftsberichte. Eine kontrastive Analyse*. St. Ingbert.

Kornelia Kończal, Berlin